Februar 1949



DER MARIENBOTE



Das Maria eine Bitte
Nicht erhoert--
Ist unerhoert in Ewigkeit!

Wieviel Bitten hast Du an Gott, die Du durch die Hände der reinsten Jungfrau zum ewigen Vater hinaufbringen möchtest? Ist es nicht auch Dir im tiefen Herzen weh? Weh wegen Deiner Sorgen und Kümmernisse, weh wegen Deiner Sünden?

Von 17. bis zum 25. März, dem Feste Maria Verkündigung, wird der Marianische Missionsverein wiederum eine

Messnovene

in der Meinung aller seiner Mitglieder und in der ganz besonderen Meinung der katholisen Missionen abhalten. Vom 17. bis zum 25. März werden wir neun heilige Messen dem Herrn des Himmels darbringen, in die alle Bitten und aller Dank der Mitglieder des Marianischen Missionsvereins eingeschlossen sein werden. Merken Sie sich bitte diese Tage. Machen Sie diese Meß-Novene mit uns. Beten Sie während dieser Tage die Lauretanische Litanei, suchen Sie der heiligen Messe in Ihrer Kirche beizuwohnen und, wennmöglich, die heiligen Sakramente zu empfangen.

Der Marianische Missionsverein denkt an seine Mitglieder. Jeden Tag wird für alle Mitglieder eine hl. Messe dargebracht, dazu kommen noch die besonderen Novena-Messen, viele und reiche Ablässe, so wie auch volle Teilnahme an allen guten Werken der Oblatenmissionare. Die Mitglieder haben nur drei „Gegrüßet seist du Maria" täglich für die Oblatenmissionen zu beten und einmal im Jahre das Opfer von $1.00 für die Erziehung neuer Missionare zu bringen.

Tretet heute noch diesem schönen Verein bei. Schreibt an:

H. Krawitz, O.M.I., Cosine, Sask.

Der Marienbote



Monatsschrift für die katolische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Battleford. Adresse: „The Marian Press" Box 249, Battleford, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — Box 249 Battleford, Sask., Canada. — Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — Heinrich Krawitz O.M.I. — Editor

17. Jahrgang | Februar 1949, North Battleford, Sask. | No.5

Dies und Das

Das einzig Wichtige. Nichts ist wichtiger als Gott. Wer glaubt uns das? Aus ganzer Seele, mit frischer Tat und mit leuchtendem Auge? Im großen ganzen und so ganz allgemein gibt uns ja jeder Glaubende recht: Nichts ist wichtiger als Gott! Das genügt aber nicht. Solange die Welt Welt ist, war es noch nie genug, daß man diesen Grundsatz nur aussprach. Auch nicht, daß man in tiefem Herzen überzeugt von ihm war. Millionen Menschen, ganze Generationen der langen Jahrhunderte haben sich zu ihm bekannt, und doch war Gott — falls wir diesen Ausdruck gebrauchen dürfen — fast immer ein Einsamer in unserer Welt, und unsere Welt ein Jammertal.

Wie könnten wir es auch anders erwarten? Wo Gott nicht in Freundlichkeit eingeladen ist, mit uns zu wohnen, mit uns zu leiden, mit uns zu streiten und bei uns zu bleiben, da ist Er halt nicht. Und wo Er nicht ist, da herrscht seit Ewigkeiten Jammer, und Jammer und Verzweiflung werden dort für alle Ewigkeiten bleiben.

Nichts ist eben wichtiger als Gott, und nichts ist unklüger, als Gott zum einsamen, zum freundesarmen Wesen auf Erden zu machen. Und das haben wir getan. Er ist uns nicht Freund. Nicht liebster, bester, treuerster Freund. Wenn wir an Ihn denken, steht vor unseren Augen der strenge Gott des Alten Testamentes, den die Juden mit dem Namen „Jehovah" bezeichneten, und der gespochen hat: „Auge für Auge, und Zahn für Zahn."

Im Alten Testamente, vor der Erlösung Jesu Christi, hat Gott sich auch an diesen Grundsatz gehalten. Für jede Sünde der Völker schug Er zurück. Er schlug mit Sintflut und mit Feuerbrand. Er schlug durch strafende Engel, durch brennende und sengende Kriegsvölker, und die Einzelsünder ließ Er durch das scharfe Gesetz strafen, das Er den Juden auferlegt hatte.

Dieser Jehovah ist nicht mehr da, wissen wir das? Der große Kirchenlehrer St. Hilarius schrieb, eine der allergrößten Offenbahrungen, die Jesus Christus der Welt gebracht habe, sei die Tatsache, daß Er uns Gott als den Vater offenbarte. Das heißt: Jesus kam und brachte seinen staunenden Zuhörern die Botschaft, daß Gott nicht länger „Jehovah" sein wolle, daß das Gesetz „Auge für Auge und Zahn für Zahn" aufgehoben sei. Von jetzt ab sei Gott mit dem Namen „Vater" anzurufen, und nicht mehr in Furcht in Zittern solle der Mensch zu Ihm hinaufschauen, sondern in der Liebe des Kindes zum Vater.

Diese Lehre der frohen Botschaft, diese allerfroheste Botschaft Jesu Christi, will uns fast gar nicht in die Köpfe. Ja, wenn von ihr geredet wird, meinen

manche gar, man lehre eine Irrlehre. Und doch: Es ist die Lehre des Erlösers und es ist geradezu der Kernpunkt der Erlösung. Gott ist unser Vater, er ist der vollkommenste Vater, dessen Liebe zu uns ohne Ende ist, ganz ohne Ende und ohne Grenzen.

Unter Tieren gibt es nicht viel Vaterliebe. Unter Menschen beginnt die Vaterliebe im Blute. Erst nachdem das Kind geboren ist, erwacht sie auch im Herzen. Bei ganz edlen Menschen wird die Liebe zwischen Vater und Kind zur Freundschaft, zur reinsten und selbstlosesten Liebesfreundschaft, der nur noch die Freundschaft zwischen Kind und Mutter zur Seite steht.

Zwischen Gott und Mensch gibt es keine Liebe, die im Blute und wegen des Blutes beginnt und weiter lebt. Bei Gott ist alles Geist, und Seine Liebe zum Menschen ist zugleich auch das heiligste Freundschaftsverhältnis, das es je gegeben hat und je geben wird.

Gott ist unser Freund. Er will uns nicht mit seiner Strafe verfolgen. Es ist ungerecht dem Herrn gegenüber zu behaupten, Gott täte nichts anderes als unsere Sünden zu zählen und klar und deutlich aufzuschreiben, um sie uns nach unserem Tode vor Augen zu halten. Wohl kennt der Herr die Zahl unserer Missetaten, Er hat aber auch davon gesprochen, daß Er jedes Gläslein Wasser, das wir aus Liebe hingeben, hundertfach belohnen werde. Er zählt also auch unsere guten Taten, und Er wird sie in Ewigkeit nicht vergessen.

Es ist doch Lehre der katholischen Kirche, daß alle guten Taten, die im Stande der Todsünde begangen wurden, nach der Wiedergutmachung durch reuige Beichte ihren Wert vor Gott erhalten, das heißt, sie werden uns angerechnet. Jede gute Tat.

Von unseren bösen Taten aber sagt Gott selbst: Sollte deine Seele auch rot wie Blut sein durch deine Sünde, wenn du dich bekehrst und bereuend zu Mir zurückkommst, werde ich deine Seele weißer machen als der Schnee weiß ist.

Das ist unser Gott, der Gott des Neuen Testaments, der Vater der Frohbotschaft Jesu Christi. Unsere bösen Taten wischt Er aus, um ihrer in Ewigkeit nicht mehr zu gedenken — falls wir in Liebe zu Ihm kommen —, unsere guten Taten hält Er für alle Ewigkeit in Seinem Buche des Gerichtes verzeichnet.

Würden wir diesen Gott doch einmal so richtig, aber so ganz richtig, erkennen! Viele haben Ihn erkannt, und sie wurden liebesbrennend. Sie konnten nicht mehr ohne Ihn leben. Sie mußten sich Ihm voll und ganz hingeben. Ihr Leben, das Leben der großen Heiligen, war hauptsächlich Lieben, und nicht Selbstgeißelungen und schmerzendes Fasten. Das taten sie ja auch, und zwar in Maßen, die wir Gewöhnliche nicht auf uns nehmen könnten. Wenigstens so lange nicht, als Gott uns nicht ganz Freund ist. Ja, die Heiligen übten strenge Buße. Aber warum? Um mit Jesus für die Sünden der Welt zu leiden, um Ihm, ihrem besten Freunde, die Welt erlösen zu helfen.

Das wichtigste in ihrem Leben war das Gottlieben. Dieses Gottlieben hat sie groß gemacht und heilig.

Das Gottlieben ist immer noch die allerwichtigste Tat, die der Mensch auf Erden zu vollbringen hat. Es ist nicht so schwer wie wir es uns manchmal denken. Es ist nicht schwer, wenn wir nur einmal das Wollen aufbringen könnten. Ja, auf das Wollen kommt es an. Suche deinen Gott, und du wirst Ihn finden. Suche Ihn zu erkennen, suche zu verstehen, was das heißt: Gott ist Vater und will Vater sein — und du wirst Ihn lieben müssen.

Diese Erkenntnis kommt jedoch nicht so ganz von selbst. Sie kommt von Gott. Und Gott gibt sie dir, wenn du Ihn nicht denkend, sondern betend zu erkennen suchst.

Aber, hier liegt ja gerade der wunde Punkt. Wir können noch nicht so beten, wie es der Heiland uns gelehrt hat. Das heißt so beten, daß unser Gebet zum lebendigen Reden mit Gott wird. Das können wir einfach nicht. Es will uns nicht aus dem Herzen kommen — weil wir entweder geistlos beten, oder weil uns „Jehovah" vor Augen steht, wenn wir an Gott denken.

Es wird so oft gesagt und so viel geschrieben, Gott müsse wieder ins Familienleben und ins Leben des Staates gebracht werden — und wir können Ihn nicht dorthin bekommen. In katholischen Familien ehrt man wohl Seinen Namen und sein heiliges Gebot, aber, wie kommt es nur, daß die vielen Millionen katholischen Familien, die es heute auf Erden gibt, Gott nicht ins Leben tragen können? Dort hinein, wo die hohe Politik gemacht wird und die Wirtschaft? Wo man lehrt und wo man die großen weltlichen Unterhaltungen und Vergnügungen plant? Das muß doch irgendwo seinen Grund haben.

Und es hat seinen Grund. Seinen schweren, bitterwahren Grund.

Die ersten Christen verrieten sich an ihrer gegenseitigen frommen Liebe. „Seht, wie die sich lieben. Das müssen Christen sein!"

Der heutige Christ hat kein Liebesglühen mehr in seinem Auge, das aller Welt seine Gottesgesinnung verraten würde. Wohl ist Gottes Name heilig in unseren Familien, ob Er uns aber bester, treuester Freund, dessen Gegenwart wir überall spüren und nach dessen Gegenwart wir großes Verlangen in uns tragen, ist eine andere Frage.

Um es glatt heraus zu sagen: Gott ist uns nichts mehr als ein Strafer der Sünde und ein erbarmender Himmelsschenker. Um seine Liebe zu uns tragen wir wenig Kümmernis. Und Ihn zu lieben, aus ganzem Herzen, aus ganzem Gemüte und allen unseren Kräften — ist uns eine zu fromme Sache. Gut genug für die täglichen Kommunionweiber, ja, und für die Heiligen. Nicht aber für uns. Das wäre etwas zu viel des Guten. Solange wir nur vor dem Tode Gelegenheit finden, Reue und Leid zu erwekken, und so dem Fluch der Hölle aus dem Wege kommen.

Das ist aber nicht genug!

Könnten wir es doch jedem tief in den Schädel hämmern: Das ist nicht genug! Gott will mehr, will Schöneres, Feineres, er will das Allerbeste von Dir. Du sollst Ihn lieben lernen. Wenigstens den Anfang dazu machen. Wenigstens vonZeit zu Zeit beten: Hilf mir, ewiger Vater, dich lieben zu lernen.

Nichts ist wichtiger als Gott.

Jahrhunderte versanken in Staub und Asche. Was von ihnen übrig blieb und heute ruhmreich weiterlebt, sind nur die Seelen, die Gott zu ihrer Zeit liebten. Alles andere ist dahin.

Ja, noch etwas anderes haben sie uns zurückgelassen: Die böse Erbschaft der Sünde mit ihren Folgen, mit ihren krummen, jammererregenden Folgen, deren Ungerechtigkeiten und Quälereien kein Ende nehmen können.

„Ohne mich könnt ihr nichts tun."

O wie schrecklich wahr dieses Wort Christi doch ist, und wie schrecklich unsere Blindheit doch sein muß, den Sinn dieses Wortes nicht zu erkennen. Immer wieder versuchen wir es ohne Ihn — und immer wieder schlägt es uns.

Großer, heiliger Gott des Himmels, übersehe unsere Schwachheit. Gib uns allen die Erkenntnis Deiner fast unglaublichen Liebe, auf daß wir begreifen, daß Du uns Freund sein willst. Nichts anderes als Freund.

Wo Deine Freundschaft ist, da ist Seligkeit. Denn Du allein bist groß, Du allein der Herr, Du allein der Allerhöchste, der Allermächtigste und der Allerglühendeste in der Liebe. Und ohne Dich ist nichts.

Der Schriftleiter.

Aus der Nachfolge Christi

Je gesammelter der Mensch und je einfältiger sein Herz, desto mehr und höhere Dinge lernt er ohne Mühe verstehen; denn sein Verstand erhält Licht von oben. Den reinen, aufrichtigen und treuen Geist können auch viele Geschäfte nicht zerstreuen; alles wirkt er eben zur Ehre Gottes und strebt, von aller Eigenliebe frei zu werden. Was hindert und plagt dich mehr als des Herzens ungezähmte Gier? Der fromme, gottliebende Mensch überlegt zuvor in der Seele, was er nach außen vollführen will. Seine Beschäftigung darf ihn nicht zu sündhaften Begierden reißen. Deshalb unterwirft er Tun und Lassen dem Urteil der gesunden Vernunft. Kein Kampf ist schwerer, als sich selbst überwinden. Und doch muß gerade unser Hauptstreben sein, uns zu überwinden, täglich uns besser zu beherrschen und in der Tugend voranzuschreiten.

Alles Vollkommene hat in diesem Leben noch Unvollkommenes an sich, und unser Erkennen ist nicht völlig frei von jeglichem Dunkel. Demütig sich selbst erkennen, führt weit sicherer zu Gott als tiefsinniges Forschen nach Wissen. Zwar soll man weder die Wissenschaft noch die einfache Kenntnis einer Sache tadeln, da sie an sich was Gutes und von Gott so angeordnet ist. Den Vorzug hat jedoch allzeit ein gutes Gewissen und ein tugendhaftes Leben. Manchen liegt mehr daran, viel zu wissen, als recht zu leben; darum geraten sie öfters auf Irrwege und bringen keine oder nur wenig Frucht.

Erlebnisse eines Arztes in Konnersreuth

Für die medizinische Beurteilung der Erscheinungen an Therese Neumann in Konnersreuth gilt heute noch das im Jahre 1927 von Prof. Dr. E. Ewald, Vorstand der psychiatrisch-neurologischen Universitätsklinik in Göttingen, erstattete Gutachten, wonach es sich um Hysterie handle. Nunmehr veröffentlicht Prof. Dr. Hubert J. Urban, Vorstand der psychiatrisch-neurologischen Universitätsklinik in Innsbruck, im „Benediktus-Bote" einen Aufsatz, worin er das bisherige medizinische Urteil als unhaltbar bezeichnet. Urban hatte am 12. Oktober 1944 Therese Neumann sprechen und untersuchen und am folgenden Tage einer Passionsvision beiwohnen können. Er publiziert nunmehr ein unmittelbar nachher in dem von ihm geleiteten Kriegslazarett entstandenes Gedächtnisprotokoll über seine Konnersreuther Erlebnisse und eine vorläufige Zusammenfassung der Ergebnisse seiner medizinischen Untersuchungen. Wir bringen im folgenden diese drei interessanten Stücke:

1. Arztbesuch in Konnersreuth am 12. Oktober 1944.

Nach 21stündiger Bahnfahrt mit Verspätung und versäumten Zugsanschlüssen infolge Bombenschäden, Fliegeralarmen usw. von Linz über Prag Aussig-Eger in Waldsassen, Oberpfalz, Bayern, eingetroffen, ging es nach eingehender Besichtigung der prachtvoll ausgestatteten Zisterzienser Kirche daselbst zu Fuß die 6 Kilometer lange Straße bergauf nach Konnersreuth.

Dort vor dem Pfarrhause um ca. 4 Uhr nachmittags am Donnerstag, den 12. Oktober 1944, angekommen, gelang es, trotz der abweisenden Anschrift an der Haustüre, sofort beim Pfarrer des Ortes, Josef Naber, in Audienz zu kommen. Der erste Eindruck von ihm — wie auch alle spätern — war der denkbar beste: alt „schon 36 Jahre am Ort", doch geistig noch sehr frisch, abgeklärt, doch voll Wärme, auf jeden Fall wirklichkeitsnah und gütig . . . auf keinen Fall aber „mystisch", zerfahren oder dergleichen.

Nach längeren Hin und Her versprach er, sich für mich ausnahmsweise um einen Empfang bei Therese Neumann zu bemühen. Ich sollte mich nur auf eine Stunde Wartezeit gefaßt machen, da sich Therese gerne verborgen halte, schwer aufzufinden sei und die meisten Besuche verweigere. Aber schon nach kaum zehn Minuten, während ich im Sprechzimmer wartete, ging die Tür auf und vor mir stand — Therese Neumann . . .! Eben hatte sie das Pfarrhaus betreten wollen, um ihre Schwester, die dort als Haushälterin beschäftigt ist, zu besuchen. Nach anfänglichem Zögern gab sie ihre gewohnte Zurückhaltung plötzlich auf, berichtete nachträglich der Pfarrer, und folgte ihm ins Besuchszimmer. Dieser ließ uns bald allein, so daß ich mich etwa eine Dreiviertelstunde mit ihr ausführlich unterhalten konnte.

In gewohnter Schweigsamkeit stellte ich gar keine Frage, war auch anfänglich zu befangen dazu bei dem Gedanken, welchem „weltbekannten Phänomen" ich da ganz nahe, über die Tischkante gegenüber sitzen durfte. In ihrem schwer verständlichen Oberpfälzerdialekt erzählte sie von einem am Vortage, also Mittwoch, den 11. Oktober 1944, erlittenen Unfall, worüber mir auch Pfarrer Naber schon kurz berichtet hatte. Therese Neumann hatte ihre Lieblingsbeschäftigung ausgeübt und den Hochaltar der zwischen ihrer Wohnung und dem Pfarrhof gelegenen Kirche für den Anbetungstag geschmückt. Durch Umkippen des Brettes fiel sie vom Gerüst auf die rechte Hand und schlug mit dem Hinterkopf auf. Hernach Benommenheit, Brechreiz, Schwindel, Schwellung und schmerzhafte Bewegungseinschränkung der rechten Handwurzel, die bis zum Tage meines Besuches andauerte.

Die von Pfarrer Naber deshalb vorgeschlagene und von Therese Neumann auch geduldete Untersuchung durch meine Person auf etwaige erenstere Folgen der offensichtlich durchgemachten, wenn auch leichten Gehirnerschütterung ergab nur den Verdacht einen kleinen Bruch am Speichenende rechts, anderseits aber die willkommene und seltene Gelegenheit, die körperliche Hülle dieses einzigar-

---

Gott schenke allen das tägliche Brot

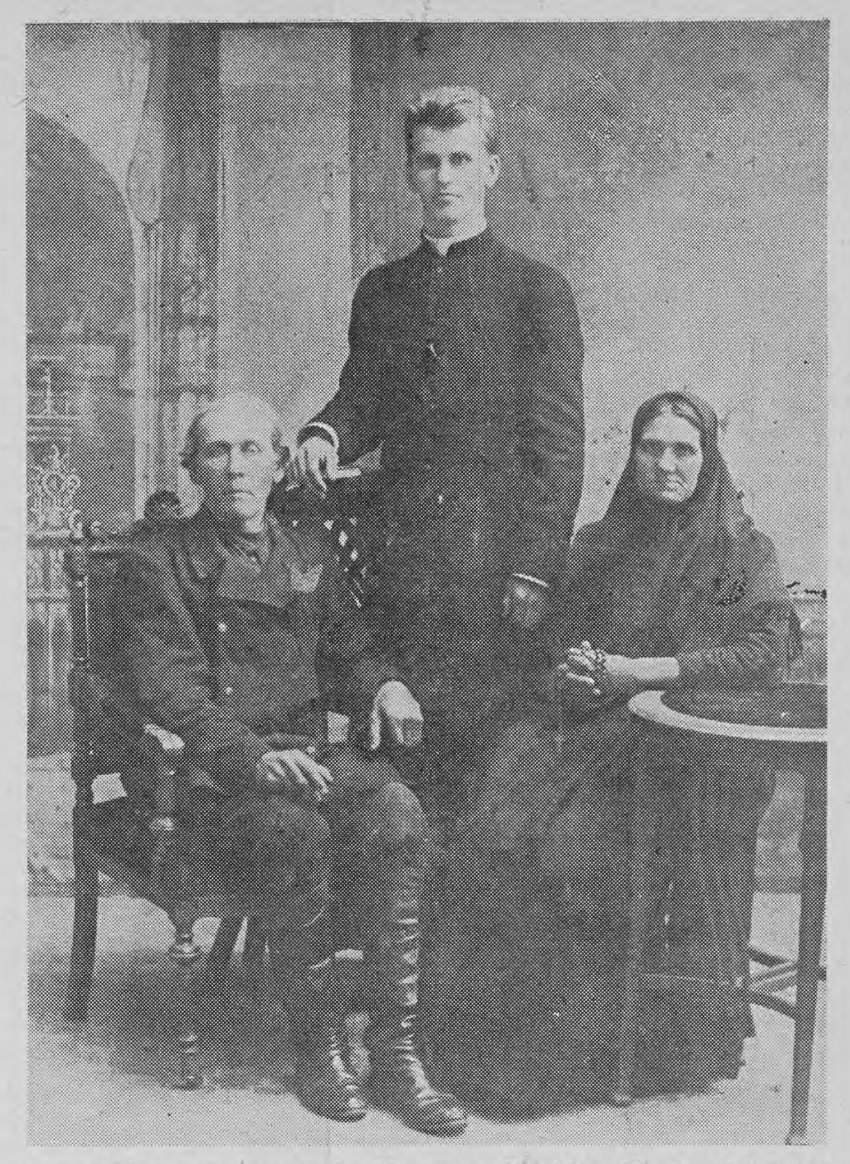
Von Deiner Güte wird geschenkt,
Was wir im zähen Fleiß erringen,
Herrgott, der werden ließ und lenkt! . . .
Nun strahlt das Korn. Die Sensen klingen.
Du, Vater, gibst uns täglich Brot;
Du gibst uns täglich neues Leben.
Wir dürfen uns aus jeder Not
Vertrauensvoll zu dir erheben . . .
Durch deine Huld trägt Frucht das Feld.
Es rinnen Licht und Regen nieder.
Durch dich hat Sinn und Ziel die Welt.
Durch dich kehrt aller Segen nieder.

tigen „Falles" etwas zu untersuchen, vor allem die oftmals beschriebenen Wundmale an beiden Händen. Diese, für gewönlich von fingerlosen Handschuhen bedeckt befinden sich über dem dritten Mittelhandknochen auf beiden Händen, innen etwas kleiner wie außen, wo sie ca. 2 Zentimeter lang, 1 Zentimeter breit, rechtwinklig begrenzt und von einer ganz dünner, durchsichtigen Haut bedeckt sind, ebenso an den Füßen über dem dritten Mittelfußknochen.

Das Benehmen von Therese Neumann war durchaus natürlich; man möchte meinen, eine Bauersfrau, ja vielleicht eine Großbäuerin vor sich zu haben: resolut, klar, fast lebhaft in ihrer primitiven Sprechweise, grobknochig, ca. 175 Zentimeter groß, von gesunder Gesichtsfarbe, auch die kräftigen Hände bäuerliche Arbeit verratend.

Ein schwarzes Kopftuch ließ außer dem ebenmäßigen Gesicht nur einen Schopf grauer Haare hervortreten. Eine schwarze Jacke bedeckte die breiten Schultern und Hüften, die erwähnten schwarzen gestrickten Handschuhe, ein dunkler Rock, ich glaube auch eine schwarze Schürze, ferner schwarze Strümpfe und Schuhe vervollständigen ihre Bekleidung In ihrem ganzen Gehaben oder gar in ihren Worten keine Spur von Gereizheit oder Affektiertheit, auch nicht der leiseste Anklang an Koketterie oder „Hysterie", sondern alles in allem eine einfache, natürliche, fast ein bißchen beschränkte, aber mit Mutterwitz bedachte Landfrau, die im ersten Moment entäuscht hätte (ich stellte mir wenigstens unter Therese Neumann etwas anderes vor), wenn nicht ihre tiefliegenden interessanten Augen gewesen wären, die mich einige Zeit musterten und verrieten, daß sich hinter der alltäglichen Hülle des übrigen Wesens doch etwas Besonderes verbarg, das sie auch wesentlich von ihrer leiblichen Schwester unterschied, die kurz vorher auf mein zweifelndes Läuten die Haustüre geöffnet hatte; in den Gesichtszügen wie im Körperbau glichen sich die beiden Schwestern aber sonst ziemlich.

Die etwa 40 Minuten währende Unterredung unter vier Augen drehte sich hauptsächlich um Belange der Volksmedizin. Therese Neumann hat täglich etwa 10 bis20 kleine und große Patienten, die mangels eines Arztes in der nächsten Umgebung mit ihren Verletzungen zu ihr kommen, mit Salben oder bei inneren Erkrankungen mit Kräutertees behandelt werden.



Eine typische unserer russlanddeutschen Familien. Glaube, Frömmigkeit, Koservatismus, Hartköpfigkeit, Weichheit, Shalk und Stolz sind ihre Charakterarten. — Auf dem Bilde: Die Familie Feser, deren Nachkommen in der Mackliner Gegend Saskatchewans leben. Pater Feser starb in Russland.

Die Vision Therese Neumanns.

Auf den Vorschlag von Pfarrer Naber war mir von Therese Neumann die Zeit von 9.30 Uhr vormittags zum Besuche in ihrem Wohn- und Schlafzimmer im Neumannschen Häuschen gestattet worden, um den Ekstasen mit Blutungen als Zuschauer beizuwohnen. Diese treten bekanntlich meist nur Freitags, aber nicht jeden Freitag auf, im allgemeinen in den Ereignissen des Kirchenjahres. Sie pflegen kurz vor 24 Uhr in der Nacht von Donnerstag auf Freitag zu beginnen, so auch heute. Pünktlich zur angesetzten Stunde wurden wir eingelassen und von Pfarrer Naber in den ersten Stock geleitet. Und nun kam das Ereignis, das ich nicht anstehe, auch in ärztlicher Hinsicht als

mein größtes zu bezeichnen, obwohl meine Erfahrungen während des zweiten Weltkrieges, den ich zur Gänze als Militärarzt in den verschiedensten Stellungen mitmachte, gerade in dieser Hinsicht außerordentlich reichhaltig waren. Unter dem Eindruck dieses Ereignisses stehe ich heute noch:

In der linken Ecke des großen Zimmers mit zwei Fenstern, von denen das linke leicht verdunkelt war, stand ein großes, hohes Aufsatzbett mit weißem Bettzeug und in ihm in halb sitzender Stellung, mit weißem Kopftuch und weißer Nachtjacke ein Mensch, von dessen Körper man zunächst nur die weißen Hände, mit roten Flecken, je einem auf dem Handrücken, sah und außerdem — das Gesicht. Aber welches Gesicht!

Ganz blaß, eingefallen, die Nase wachsgelb scharf vorspringend, ebenso das Kinn, fast wie bei einer Sterbenden, zumindest lange Zeit Siechen. Von beiden Augen reichte bis zu den Unterkiefern ein ca. 5 Zentimeter breites Blutgerinsel, das sich nach und nach unten verjüngte und auf den Rand der Bettdecke und des Kopftuches sowie der Aermel abgefärbt hatte. Diese aus den Augen kommenden Blutbäche erschienen dunkelrot, streifig und schon etwas eingetrocknet. Neben der Eingangstüre, in ca. 3 Meter Entfernung zum Bett, starrte ich unentwegt auf den Kopf der offensichtlich schwer Kranken, in der man nur mit Mühe die einfache, aber gesund aussehende Therese Neumann vom Vortage wieder erkannte. Im Erleben des Kreuzweges war sie eben nach dem ersten Fall Christi unterm Kreuz, während meiner Anwesenheit schaute sie den zweiten Fall Christi. Mehrmals war die Vision so heftig, daß sie sich im Bett in sitzender Stellung aufrichtete, dabei die Arme leicht gebeugt, eine künstlerisch vollendete Haltung mit einem Charme in den Bewegungen, wie man sie in ihrer Weichheit bei Japanerinnen findet, nie aber bei der mehr grobschlächtigen bäuerlichen Person vermutet hätte, die sie noch am Vortage war.

Sie stöhnte dabei mehrmals heftig und murmelte abgerissene Worte, eine Mischung aus ihrem Dialekt — der an diesem Tage noch schwerer verständlich klang, obwohl er doch mit der Mundart meiner benachbarten Heimat Oberösterreich manche Aehnlichkeit aufwies — und Satzstücken in einer Fremdsprache, die Pfarrer Naber auf Grund verschiedentlicher Gutachten von Sprachwissenschaftlern als aramäisch bezeichnete und übersetzte. Es ist dies bekanntlich die zur Zeit Christi in Palästina gesprochene Mundart (des Hebräischen).

Er bezeichnete Therese als „stockblind", ein Eindruck, der auch mir gleich gekommen war; ihre halboffenen Augen sahen meist geradeaus oder auf die Bettdecke, vielfach aber auch nach rechts auf den Wandschoner. Sonst hörte man im Zimmer nur das ständige Gezwitscher von wohl über einem Dutzend Vögeln aus einem großen Käfig, der in die dem Bett gegenüberliegende Mauer eingelassen und von oben durch Tageslicht beleuchtet war. Auf der der Tür gegenüber — Seite befand sich ein hübscher barocker Hausaltar. Die mit mir anwesenden Besucher verließen nun auf Aufforderung des Pfarrers den Raum, während er mir bedeutete, näher an das Bett zu treten und die linke Hand der Kranken zu ergreifen. Die Wundmale an beiden Händen bluteten diesmal nicht, traten aber infolge der heutigen Blässe der Haut stärker hervor als gestern. Auf die Frage des Pfarrers, ob ich schon einmal hier gewesen sei, verneinte Therese, gab aber gleich zu, mich schon einmal gesprochen zu haben.

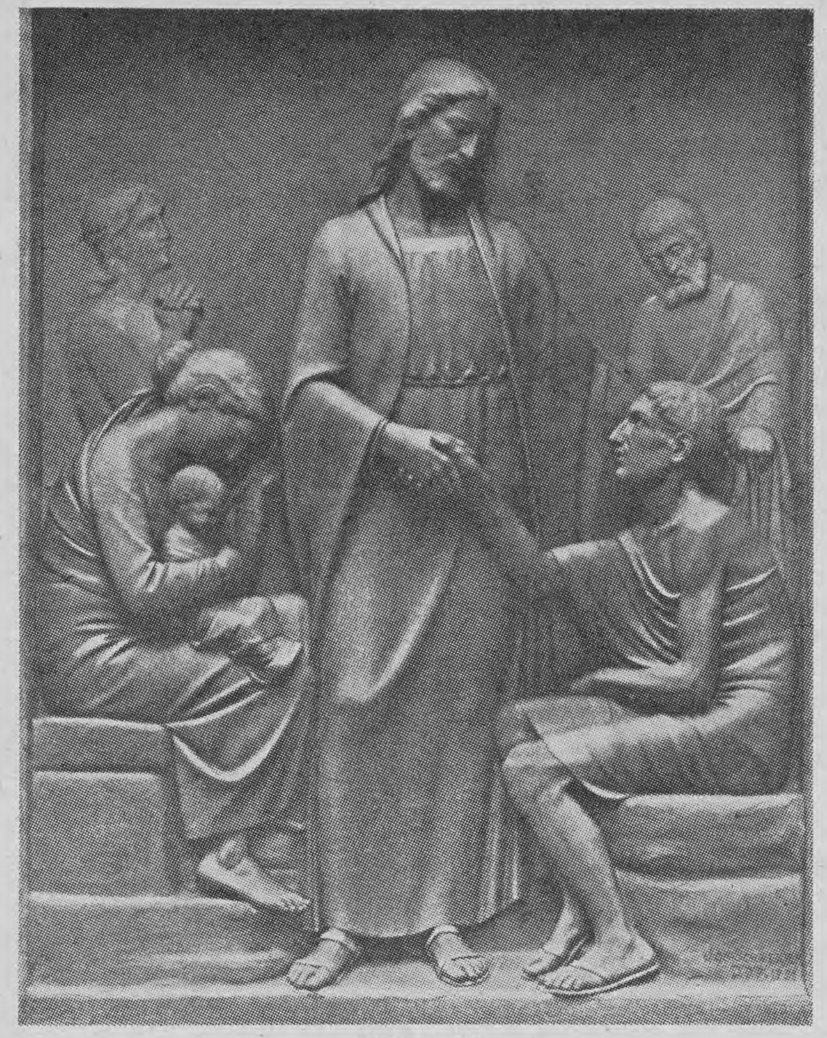
Es folgte nun eine Mitteilung privater Natur über mich und meine Familie, teils über Befragen des Pfarrers, teils spontan. Zwischen den Antworten lag eine Zeit von etwa drei Minuten, in denen Therese wieder eine Phase des Kreuzzuges erlebte, verbunden mit heftigen, auch stimmlichen Schmerzensäußerungen Dann beugte ich mich zu einer Höhe von 20 Zentimetern über ihr Gesicht, um die Blutspuren, vor allem ihre vermutliche Herkunft, möglichst genau zu sehen. Das Blut schien aus der Umschlagstelle der Unterlieder zu kommen, aber auch auf der Wange selbst zu entstehen, wenngleich eine direkte blutende Stelle nicht zu erkennen war. Es schien ein richtiges Blut-Weinen, bzw. Blut-Schwitzen, entfernt vergleichbar den parenchymatösen Sickerblutungen bei Operationen in einer Hirntrümmerhöhle, aber noch viel langsamer und diffuser. Beim Weggehen, etwa eine Viertelstunde nach 10 Uhr vormittags, sagte Therese Neumann in ihrer etwas unzusammenhängenden Weise: „Man müsse viel beten, um das Schwere überstehen zu können."

Ungewöhnlich, doch nicht erstmalig an den Ereignissen des Freitag-Vormittages, den 13. Oktober 1944, war das Fehlen der Sterbeszene. Die Visionen hörten bei Therese Neumann diesmal vorher auf, berichtete Pfarrer Naber. Auch fehlte diesmal die Dornenkrone, d. h. das Bluten aus einem Kranz von Kopfwunden, die aber die Stirn immer frei lassen. Dies wird dahin gedeutet, daß der schwere Fall auf den Hinterkopf zwei Tage vorher, der Grund für das Ausbleiben der Kopfblutung wäre, wie ja wiederholt Therese Neumann vom ganzen Freitagsleiden dann verschont wurde, wenn sie durch eine sonstige vorübergehende Krankheit ans Bett gefesselt war. In meiner Gegenwart erlebte sie an diesem Freitag starke Schmerzen im rechten Handgelenk, das ja zwei Tage vorher infolge des Sturzes sehr angeschwolln war. Sie schien sich aber in der Ekstase nicht mehr zu erinnern, denn auf die Frage des Pfarrers nach dem Warum dieser Speichen-Schmerzen antwortete sie „I woaß net . . ."

Mittags war ich dann fast eine

Gebet

Herr!
Nimm meine Füße — Deine Wege zu gehen,
Meine Hände — Deine Werke zu tun,
Meinen Verstand — Deine Gedanken zu denken,
Meine Augen — Deine Not zu schauen
Mein Herz — Deine Liebe —
Mein Alles — Deine Wundmale zu tragen!



„Stehe auf!"

Stunde bei Pfarrer Naber. Er berichtete, daß Therese Neumann heute, also am 30. Oktober 1944, vormittags, eine Vision über den derzeitigen Papst Pius XII. des Inhalts gehabt hätte, daß er schwer magen- und leberkrank sei (zu einem späteren Zeitpunkt privat angestellte Nachforschungen bestätigten wohl die Richtigkeit einer vorübergehenden Erkrankung des Papstes um ungefähr diese Zeit, etwas Genaueres konnte aber, entsprechend den Zeitumständen, bisher nicht in Erfahrung gebracht werden). Pfarrer Naber zeigte mir auch die Leibwäsche von einer Karfreitags-Passion Therese Neumanns. Einmal im Jahre erlebt sie bekanntlich die Geißelung, verbunden mit Dornenkrönung. Aufbrechen der Stigmen an Händen und Füßen sowie an der linken Brust, Blutweinen usw. Zu sehen war das weiße Kopftuch mit den Blutflecken entsprechend der Dornenkrone, ferner eine Mullage mit geronnenem Blut von der Wunde der linken Brust, wobei der Blutklumpen einen getreuen Abguß einer etwa 5 Zentimeter langen Weichteilwunde darstellt. An der mit langen Aermeln versehen, bis zu den Hüften reichenden weißen Bettjacke waren zahlose, ca. kleinhandteller große, mehrfach geränderte, bräunlich gefärbte Blutflecken zu erkennen, besonders stark an den Manchetten, als Spuren der blutenden Handwunden, bzw. des Geißelungs-Erlebnisses.

Von dem größten Phänomen, der absoluten Nahrungslosigkeit sowie dem Fehlen jeglicher Flüssigkeitszufuhr (außer einigen Kubikzentimeter Wassers zum Schlucken des Hostie) — seit 18 Jahren (1927) — sah ich natürlich nichts! Dieses übernatürliche Geschehen stellt ja etwas Negatives dar und kann bei einem kurzen Einzelbesuch nicht überprüft werden, aber die Persönlichkeit Therese Neumanns sowie ihre Umgebung lassen in mir nicht die geringsten Zweifel an der Echtheit ihrer Nahrungslosigkeit aufkommen. Dementsprechend bestehn auch keine Ausscheidungen, weder Harn noch Stuhl usw.

—

Der Vorstand der psychiatrisch-neurologischen Universitätsklinik Innsbruck Dr. Hubert J. Urban schließt den Bericht über seine Erlebnisse bei einem Besuche Therese Neumann in Konnersreuth im Oktober 1944 mit folgenden

drei zusammenfassenden medizinischen Bemerkungen:

Zur Psychologie Th. Neumanns im normalen Zustande erscheint die Tatsache charakteristisch, daß sie sich, entsprechend ihrer tatkräftigen Veranlagung, gerne für eine Berufung gleich der Jeanne d'Arc begeistern könnte und für edles Soldatentum tiefes Verständnis hat, die Kernstruktur ihres Wesens also nicht kontemplativ ist. Obwohl ihr daher das beschauliche Leben, das ihr die früheren Krankheiten und jetzigen außergewöhnlichen Zustände aufzwingen, durchaus nicht liegt, verzichtet sie auf den praktischen Beruf einer Missionsschwester und fügte sich in ihr Schicksal; denn nie erhielt sie Aufträge kriegerischer Art in ihren Visionen, die daher mit dem Schlagwort „Autosuggestionen" nicht abgetan werden können, ebensowenig wie damit die Entstehung der Stigmen in dieser Form, Größe und Gestalt erklärt ist. Denn was sich bei dieser Art durch Hypnose oder durch Autosuggestion, z. B. bei hysterischen Personen, erzeugen läßt, sieht doch wesentlich anders aus, ebenso wie die durch Selbstverstümmelung in fortgesetzter Weise entstandenen Wunden. Die große Not in Wien in dem Jahrzehnt nach dem ersten Weltkrieg, wo Krankheit, also Spitalaufenthalt, Schutz vor Hunger und Kälte bedeutete und dadurch bei ausgesteuerten Arbeitlosen erwünscht war, bot dem ärztlichen Begutachter ebenso zahlreiches Anschauungsgut wie dem Militärarzt der zweite Weltkrieg, vor al-

lem was Simulation und Artefacte anlangt. Davon ist aber bei den Stigmen der Therese Neumann keine Rede, denn sie zeigen zwei Kardinalunterschiede: sie heilen nicht, aber sie eitern auch nicht, obwohl sie in keiner Weise etwa steril versorgt sind, andererseits auch keine Spuren von Manipulationen durch Selbstverstümmelung erkennen lassen.

Ebenso unähnlich sind die Handwunden bei einem mir bekannten Artisten, der Abend für Abend abwechselnd seine Hände an ein Brett nageln ließ (unter sterilen Cautelen); nebenbei bemerkt, konnte er die, allerdings geringe, Blutung auf Wunsch steuern, da er zu jenen in Europa besonders seltenen Menschen gehörte, die den Herzrythmus, also den Pulsschlag, willkürlich zu beeinflussen vermögen.

Ebenso verfehlt ist es, das richtige Blutschwitzen bei Therese Neumann mit dem sog. Indicorschweiß oder dergl. erklären zu wollen; ein mir seit Jahren bekannter Fachkollege in Wien besitzt diese Eigenschaft. Aber es sieht eben weiterum wesentlich anders aus, etwa wie stark verdünnte rote Tinte. Abgesehen von der ganz andern örtlichen Verteilung hat sich die ausgeschwitzte rote Flüssigkeit immer nur als der bekannte Farbstoff erwiesen, bei Therese Neumann aber einwandfrei als Blut!

Medizinischerseits lautet bei fast allen einschlägigen Fällen die Differenzdiagnose gleich, nämlich: Hysterie oder Schwindel. Da letzteres bald ausgeschlossen werden konnte, hielt sich die erstere Fehldiagnose, Hysterie, meist am längsten, zumindest bei der Mehrzahl der materialistisch eingestellten Aerzteschaft. Warum? Weil die Symptome ähnlich, aber nicht gleich sind, je nachdem, ob natürliches Geschehen (Krankheit, z. B. Hysterie) oder aber übernatürliche Kräfte ihre Spuren hinterlassen. Das Erfolgsorgan, der menschliche Körper, der menschliche Geist, ist dasselbe, die „Endstrecke" — gemeinsam! Aber nicht der Ursprung! Ein Unterschied, der nicht so ohne weiteres jedem offenbar wird.

Was ist also ärztlicherseits zusammenfassend über Therese Neumann und ihre außergewöhnlichen Erscheinungen zu sagen? Es ist reichlich dürftig:

1. Es ist keine Krankheit, also auch keine Hysterie!

2. Es ist kein Schwindel!

3. Ihre interkurrenten Krankheiten (z. B. Halsentzündung etc.) fallen natürlich nicht unter und stellen gewönliche Erscheinungen dar, desgleichen auch ihre Ersterkrankungen (Lähmung etc.), wenngleich von letzterer die Diagnose nicht genau feststeht, so doch die Symptome, obwohl auch nur lückenhaft. Immerhin waren es so schwere organische Zeichen, und sie sind so sicher verbürgt, daß die erwiesenermaßen plötzliche Heilung ärztlich, d. h. auf natürliche Weise, nicht erklärt werden kann.

4. Was kann ärztlicherseits getan werden, um diese rein negativen Feststellungen in positive zu verwandeln? Nichts!

Denn wie es keinen Sinn hätte, etwa die tiefe Wirkung einer Bach-schen Kantate auf die Zuhörer durch Berechnung der Schwingungszahlen der produzierten Töne ergründen zu wollen, so erscheint es aussichtslos, durch auch noch so erklügelte klinische Untersuchungen an Therese Neumann diesem Phänomen kausal näher zu kommen; es ist nämlich eine ganz andere Ebene, in der sich die Medizin — von heute wenigstens — noch gar nicht auskennt! Darum kann diese Disziplin in diesem Falle nichts erklären, sondern nur — beschreiben!

5. Obwohl sich also eine Aetiologie der Symptome nicht geben lassen wird, erscheint doch eine Vervollständigung der bisherigen ärztlichen Befunde, die ja schon viele Jahre zurückliegen, notwendig; vor allem Röntgenaufnahmen und neuerliche Ueberprüfung der Nahrunglosigkeit mit Stoffwechseluntersuchungen. Diese Befunde können nur in einem Krankenhause erhoben werden. Als kontrollierende Aerzte wäre eine internationale Kommission von Sachverständigen einberufen, deren Mitglieder, weltanschaulich aus verschiedenen Lagern stammend, einander auf die Finger sehen, etwa wie am Krankenbett eines Potentaten.

6. Diese nach menschlichem Ermessen unparteische Stellungnahme einer gemischten Arztekommission müßte auch den hartnäckigsten Zweifler von der Uebernatur der Erscheinungen bei Therese Neumann überzeugen, soweit er sich überhaupt belehren lassen will und nicht lieber aus Furcht vor den möglichen Konsequenzen, die selbstverständlich ungeheure sind, die Augen schließt.

7. Da aber Worte, weder geschrieben noch gesprochen, auch nicht Photographie, Film oder Schallplatte das „gewisse Etwas" wiedergeben können, das zu den Ereignissen in Konnersreuth wesentlich dazu gehört (am ehesten noch der Pinsel eines „schauenden Künstlers" oder vielleicht die Sprachgewalt eines Nietzsche, gepaart mit Goetheschem Tiefblick in Naturgeheimnisse) vermag nur ein persönlicher Kontakt mit Therese Neumann ein reines Bild von dem Geschehen dort zu vermitteln. Dafür bin ich meinem Schicksal dankbar, besonders — als Arzt!

Bauernbegräbnis

Hebt ihn auf und tragt ihn fort,
Schall sind Lieder, leer das Wort;
Nur den Sang der Brunnenröhren
Darf er unterm Sargtuch hören.

Einmal noch mit welchem Mund
Grüßt der Pflüger Halm und Grund,
Einmal noch mit steifen Händen
Muß er seinen Segen spenden.

Tragt ihn fort und schreitet sacht,
Denn des Toten Seele wacht!
Wo die Ackerbreiten träumen,
Grau Träger, mögt Ihr säumen.

Was ihm blühte, was er litt
Schnell verwischt sind Spur und Tritt:
Doch das Segenswort des Frommen
Hat die Erde aufgenommen.

Alfr. Huggenberger.

Das Vorstadtmaedchen

von Hermann Schroff.

Im St. Bartholomäus-Krankenhaus in London lag vergangenen Sommer Miß Emmy Patterhouse. Heute steht im Friedhof beim Wanstead-Park ein Holzkreuz mit den Zeichen „E-P".

Emmy Patterhouse stammte aus Westhams nebligen Schmutzwinkeln. Ihr Vater arbeitete in den West-India-Docks und die Mutter war Wäscherin. Zehn Geschwister hatte Emmy, die wie sie in Armut und mehr bei Täschendiebereien als in regelmäßigem Schulbesuche aufwuchsen. Das blieb Emmys Leben bis zu ihrem elften Jahre.

Im Grunde war sie nicht schlecht, sondern, wie alle Kinder der Großstadt, denen Elternaufsicht und Schulzucht abgehen, nur von etwas weitmaschigem Gewissen, das nicht viel nach Fehlern fragt und begangene leicht vergißt.

Aus dieser Umgebung kam Emmy in eine Plätterei in Stradford wo sie sich selbst durchbringen mußte und nach der Eltern Absicht in besserer Umgebung auch besser werden sollte.

1914 brach an. Emmy erlebte den Krieg vom Hören. — Seit 1917 trug Emmys Mutter das „Viktoria Kreuz" ihres Mannes mit sich, welches er durch seinen Heldentod an der Somme verdient hatte. 1919 hatte Emmy keine Mutter mehr und bald blieb auch jede Nachricht von den Geschwistern aus. Einmal noch las sie von einem ihren Brüder in der Zeitung: „Unter den Toten der Rauferei im Café ‚Lydia' befanden sich: . . . und Patterhouse."

Das Mädchen zählte damals achtzehn Jahre.

Eines Tages hatte ein alter Maler seine Staffelei neben dem Geschäftseingange aufgestellt. Jedesmal wenn Emmy auf Kundschaft ging, hatte er einen freundlichen Gruß für sie. Am vierten Tage fügte er noch ein paar Worte bei, sie nickte schließlich und am nächsten Montag begann der Maler Anthony Dykham sein später so berühmt gewordenes Gemälde „Das Vorstadtmädchen".

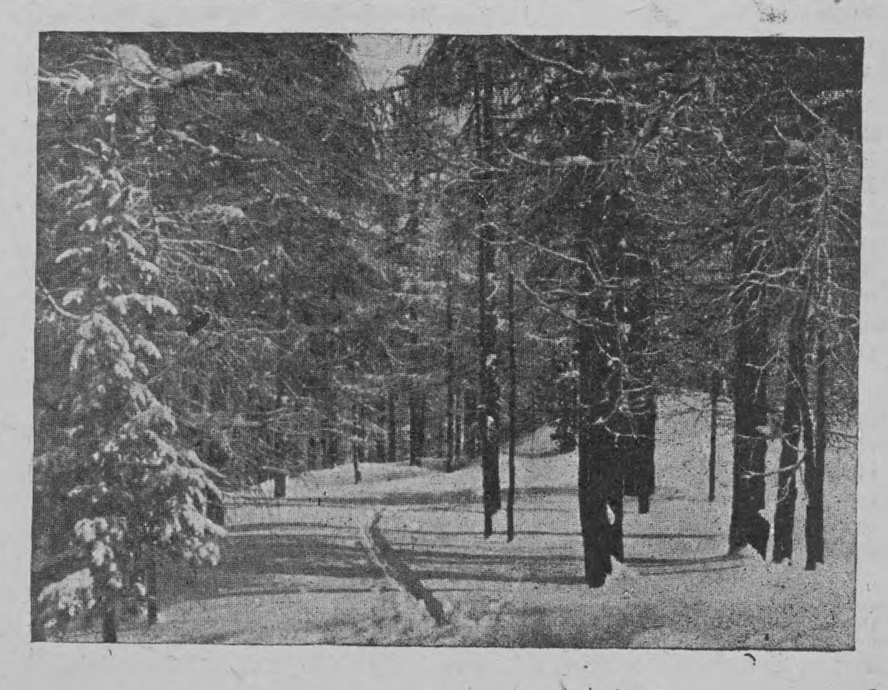
Einige Zeit später besuchte ein junger Mann den Meister in seinem Arbeitsraum. Das „Vorstadt Mädchen" war fast vollendet. Mit dunklen ernsten Augen sah es den Eintretenden an. Der stand wie gebannt. Es folgte ein langes Gespräch zwischen ihm und dem Maler.

Am andern Nachmittage kam der Fremde wieder und fand den Meister mit Emmy vor dem vollendet.n Bilde. Dykham begrüßte ihn und stellte ihn vor: „Direktor Pear!". Doch auf die wiederholte Bitte des Kunden gab der Maler die gleiche Antwort wie gestern „Bedauere, Mr. Pear, der Welt habe ich schon so viele Bilder geschenkt, diesen Schatz bewahre ich für mich."

Es mochte ein halbes Jahr vergangen sein, als Archibald Pear neben Emmy Patterhouse in seiner Loge in der Covent Garden Oper saß. In ihrem weißen Abendkleide mit dem zarten Fayence-anhänger an schwarzem Samtbande glich das Mädchen einer Traumprinzessin.

Pears Wagen fuhr diesen Abend spät nach Stradford hinaus. Bis weit in den andern Morgen hinein konnte Emmy vor lauter Glück nicht schlafen. Immer wieder hörte sie des Komponisten Pears Worte: „Verehrtes Fräulein, darf ich sie zur Erstaufführung meiner neuen Oper einladen? Wenn mir Dykham Ihr Bild nicht gönnte, so schenken sie mir Ihre Gegenwart für einige Stunden."

Mit glückträumenden Augen sah sie sich wieder im Kleidergeschäfte, wo ihr Archibald das erste Geschenk machte, dann kam der Anhänger mit den weichen Farbtönen, das Nachtessen im



Hotel, die Opernloge, Archibalds rauschender Erfolg und dann die Partitur zu „The Rose" die er ihr zum Abschied geschenkt hatte. Auf der ersten Seite hatte Archibald mit Tinte geschrieben: „Miß Emmy Patterhouse, der schönsten Frau Englands, gewidmet", und als er ihr das Geschenk übergab, gesagt: „Nicht ich schrieb die Musik, sondern ihre Schönheit schenkte sie mir."

Für Emmy begannen Tage voller Glück. Immer häufiger fuhr Pears Wagen bei der Plätterei vor und dem ersten Opernbesuch schlossen sich weitere, schlossen sich kleine Ausflüge und andere Vergnügen an. Sie freute sich und kannte keine Sorgen, und mehr als einmal hatte sie beim Schlafengehen ihre Geschenke geküßt und dabei selig träumend an den Mann gedacht, dem sie das alles dankte.

Eines Tages starrte Mr. Pear in die Morgenzeitung. Hastig bestellte er seinen Wagen, und während ihn sein Lenker durch die geschäftigen Straßen führte, sah er immer nur die große Ueberschrift: „Blattern in Stradford".

Zum Glück war das Viertel wo die Plätterei stand nicht gesperrt. Rasch mußte Emmy sich bereit machen und einer halben Stunde fuhr der Wagen wieder weg. Emmy sollte im Spital gute Pflege erhalten. Doch Pears eigenes Haus war indessen gesperrt worden.

Archibald mußte sich im nahen Gasthofe ein Zimmer mieten. Auf den nächsten Morgen war Schutzimpfung angekündigt, dann sollte auch die Sperre wieder gelockert werden. Für Archibaald war es zu spät. Die Blattern waren schneller gewesen als die Aerzte, und der Tod siegte schließlich über ihre Kunst. Die Nachricht davon erhielt Emmy im „Stradfordhospital", wohin sie blatternkrank verbracht worden war.

Mit den paar Münzen, die Emmy noch besaß, mietete sie sich ein Dachzimmer. Arbeit fand sie keine. Geschenk um Geschenk mußte sie versetzen. Zuletzt blieben ihr noch der Fayenceanhänger und die Partitur. Auch den Anhänger mußte sie opfern. Dann wollte ihr die Not sogar die Opern-Partitur aus den Händen reißen, aber Emmy gab sie nicht her. Sie hungerte, ging von Geschäft zu Geschäft, sie



Er heilet alles,
Den Leib und das Herz.

eilte von Haus zu Haus, bis sich ihr endlich im Stradford-Maryland Bahnhof eine Anstellung als Geschirrwaschmädchen öffnete. Groß waren die Forderungen, schlecht Behandlung und Lohn, aber lieber Waschmagd sein als hungern. Nie scherzte jemand mit ihr, im Gegnteil. jedes Lächeln erstarrte um sie und heitere Augen wurden finster und erschrocken, denn Emmys Gesicht war durch die Krankheit gänzlich entstellt worden.

Nur des Abends, allein in ihrem Zimmer, die Partitur auf ihren Knien und den vergangenen Tagen des Glückes nachtrauernd, brach sie oft in lautes Schluchzen aus. Doch langsam fand sie sich selbst wieder und das Werk, zu dem ihre Schönheit den Musiker Pear bewegt hatte, zeigte ihr nun den Weg. Im letzten Akte von „The Rose" singt der Rosenkönig zu seiner Tochter:

Weinst du, da die Rose starb?
Weine nicht, sie mußte gehen,
Das, worum sie blühend warb,
Wird bald jung als Frucht erstehen.

Wenn des Mädchens Schönheit weicht,
Trauert es, doch reiches Leben
Hat ihm tausendfach gereicht,
Was es welkend hingegeben.

Weiß du nur was Schönheit ist?:
Bloßem Blühen zu entsagen,
Wenn du glanzgestorben bist,
Wahre Herzensfrucht zu tragen.

Manchen Abend saß Emmy so zu Hause. Sie, „die schönste Frau Englands", das „Vorstadtmädchen", wurde nun als kleine Geschirrwäscherin viel schöner, als sie im Glanze ihrer Jugend war. Sie lernte den Weg der Entsagung, der Einsamkeit und der allesumspannenden Liebe, sie lernte die Schönheit kennen, die nie vergeht: die Schönheit der tapfern Seele — den Frieden des Herzens.

Jedes Jahr einmal besuchte sie die Oper ihres Glücks „The Rose". Sie war nicht mehr die Traumprinzessin von einst und doch viel glücklicher als je.

Wegen einer Rückenmarklähmung

Der neue Kalender

P. Jos. Schneider, O.M.J.

Sein Kommen soll angekündigt werden am 1. Jan. In Kraft treten soll er erst später, wahrscheinlich um der Geschäftswelt die nötige Zeit zur Selbstanpassung an die neue Lage zu sichern.

1. Seine Einteilung.

Er wird das Jahr in vier neue Quartale aufteilen, ein jedes in der Anordnung genau dem andern gleich. Jedes wird 13 Wochen zählen. Jedes fängt an mit einem Sonntag (so daß der Neujahrstag stets mit einem Sonntag zusammen fällt). Jedes hat 1 Monat mit 31 Tagen und 2 mit je 30. (Auch der Februar wird 30 Tage zählen). Macht zusammen 91 Tage für jedes Vierteljahr und 364 im Sonnenjahr. Der 365te wird als Schalttag behandelt und zwischen dem 31. Dezember und 1. Januar eingelegt als Weltfriedenstag. In den regelrechten Schaltjahren wird ein zweiter Tag eingeschoben zwischen Ende Juni und Anfang Juli.

Die Vorteile dieser Neuregelung sind offenbar. Die Tage und Wochen werden nun jahraus, jahrein, auf dieselben Daten fallen. Es macht unser Leben einfacher und durchsichtiger. Das Wechseln der Kalender am Jahresschluß wird nicht mehr nötig sein. Die Handelsunternehmen werden ja von Zeit zu Zeit als Propaganda einen neuen anbieten mit schönen Bildern als Ersatz für vergilbte und verstaubte. Streng genommen ist es überflüßig; denn die Berechnung der Sonn- und Werktage ist stetig und unveränderlich. Die nationalen Feiertage (Labor-day, Empire-day usw.) werden so gelegt, daß sie stets auf einen Montag fallen; es kommt einer willkommenen Erweiterung des Wochenendes gleich.

Vom kirlichen Standpunkt wird uns die Feststellung des Osterdatums interressieren. Bisher ist es immer der erste Sonntag nach dem Frühlingsvollmond gewesen. Dieser konnte bis 28 Tage nach dem 21. März eintreffen. So schwankte die Feier des Auferstehungstages zwischen dem 22. März und 25. April. Als Folge davon konnte die Fastenzeit am 4. Februar anfangen und der Sonntag Septuagesima auf den 18. Januar fallen. Das machte die Weihnachtszeit des öfteren peinlich kurz; das frohe Weiß und Grün der Festgewänder mußte oft allzu früh dem ernsten Blau der Bußzeit weichen. Das soll nun anders werden.

Die frühen Fasten bedeuteten auch eine ziemliche Härte für den Leib und das Gemüt. Denn zur Zeit der Kälte und der großen Stürme ist der Mensch nicht so recht zur Selbstkasteiung aufgelegt und er begehrt mehr Futter als wenn die Sonne warm und froh auf Stadt und Land hernieder scheint. Auch damit soll's jetzt besser werden.

2. Betreibung der Reform.

Zur Zeit Gregors XIII. hinkte die Menschheit 10 Tage hinter dem Lauf der Sonne her. Der Papst schob die Zeit voran (Oktober 1581). Es brachte Uhren und Kalender in Uebereinstimmung mit dem astronomischen Lauf der Erde um die Sonne. Die Verbesserung wurde nicht als endgültig und unveränderlich angesehen. Im Laufe der Zeit wurden Stimmen laut, die nach einer Neuaufteilung des Sonnenjahres riefen. Diese Stimmen wurden anfänglich nur vereinzelt und nur von Zeit zu Zeit gehört. Aber schon vor 100 Jahren kam es zu genauen Ausarbeitungen und Vorschlägen für den neuen Weltkalender. Es bildeten sich in aller Welt Gruppen und Vereine zu seiner Förderung.

1907 versammelten sich die Obern des Benedictinerordens zu einer Sitzung in Rom. Bei der Gelegenheit erklärten sie sich einstimmig für die Ausarbeitung einer neuen Zeitrechnung. Sie sahen ihren Entschluß bald mächtig verstärkt durch viele katholische Orden und Hochschulen. 5 Jahre später schloß sich ihnen der Internationale Congreß der Handelskammern an. Er machte dem Hl. Stuhl Vorstellungen über das Verbesserungsprogramm. Von der Zeit ab wirkten geistliche und weltliche Gewalten zusammen zur Durchsetzung des Unternehmens. Anfängliche Bedenken schwanden mehr und mehr. Immer zahlreicher wurden die Kundgebungen zu seinen Gunsten in den Kreisen der Arbeiter- und Unternehmerverbände, der Wissenschaft und Erziehung, der Finanz und Landwirtschaft. Auf dem All-amerikanischen Arbeiter-Kongreß

---

mußte Emmy vor einem Jahre ins St. Bartholomäus-Spital. Dort lernte meine Tante, die in jenem Hause Schwester war, sie kennen. Als Tante Polly diesen Frühling zu uns in die Schweiz kam, erzählte sie mir die Geschichte vom Emmy Patterhouse.

Nach dem Tode der unansehnlichen Geschirrwäscherin seien noch überall Zeichen ihrer Seelengröße aufgeleuchtet. Beweise von Nächstenliebe, Hilfsbereitschaft und Pflichttreue. Das erstarrte Lächeln und die erschrockenen Augen ihrer Mitarbeiter seien bei der Todesnachricht einem aufrichtigen Zuge der Trauer gewichen. So war Emmy eine jener wenigen Friedenskünderinnen gewesen, die einfach da sind, ihre Pflicht tun, ohne aufzufallen, und von denen man erst nach dem Verblühen weiß, was man an ihnen verlor.

Tante Polly schenkte mir eine Wiedergabe von Anthony Dykhams „Vorstadtmädchen". Sie hängt über meinem Arbeitstische. So oft mich die dunklen Augen von Miß Patterhouse aus diesem Gemälde anschauen, kommen mir ihre letzten Worte in den Sinn, mit denen sie vom Leben geschieden sein soll:

„Ein Maler hat mich schön gefunden, ein Künstler schenkte mir sein Werk, doch erst als meine Schönheit sank, wußte ich, was Schönheit ist: Friede eines stillgewordenen Herzens!"

Muschka, das Zigeunerlein

Maria Kottmann.

Es war Abend geworden. Ueber die Straße der Unterstadt zog sich, an zwei hohen Stangen befestigt, ein Seil. An eine der Stangen gelehnt, stand ein kleines, buckliges Mädchen, in Rot und Gelb gekleidet: Muschka. Das vom blauschwarzem Haar umrahmte dunkle Gesichtlein sah ernst, traurig in die Schar der Zuschauer, die den weiten, runden Platz zu füllen begannen. Zuweilen rührte es die Trommel, die es an einer Schnur um den Hals gehängt trug, was als Zeichen baldigen Beginns der Vorstellung zu deuten war. Dann stand es wieder unbeweglich da, immer auf demselben Fleck. Einmal war eine Frau mit demselben dunklen Gesicht zu ihm hingekommen, hatte es geküßt und war dann wieder davongehuscht. Sie hatte einen schwarzen Mantel getragen, aber darunter hatten die Zuschauer etwas Glänzendes, Helles schimmern sehen. Das steigerte ihre Erwartung zur Ungeduld. Das Kind hatte gelächelt, als die Mutter es küßte. Aber als nachher ein Mann, der bereits in Artistenkleidung herumging, in fremder Sprache und barschem Tone ihm etwas zurief, schlug es schnell die Trommel, wie in plötzlicher Angst, laut und lange.
Gundi befand sich in nächster Nähe der kleinen Trommlerin. Sie hatte gesehen wie das Kind lächelte, als die Frau zu ihm trat. Sie hatte auch gesehen, wie es vor dem Manne erschrak. Und Gundi, die Magd die keine Kinder besaß und dennoch wie eine Mutter empfand, Gundi hatte sofort herausgefühlt, daß die Frau des Kindes Mutter war. Sie konnte den Blick von dem armen Geschöpf nicht wenden.

Endlich war der Platz dicht umstanden. Stühle hatten nur die, die sie selber mitbrachten. Ein Seil zog sich rings um die Zuschauer. De Lampions wurden angezündet. Das Mädchen begann wieder die Trommel zu rühren. Und das Kamel schritt, vom Zigeuner geführt, in den freien, runden Raum. Auf ihm saß der Affe. Als er erschien, jubelte ihm das Jungvolk zu. Und dieser Jubel galt eigentlich mehr dem Auftakt zum festlichen Abend als Muschkas dumpfem Trommelspiel. Es achtete ihrer auch niemand mehr außer Gundi. Als Muschkas großer, dunkler Blick einmal dem ihren begegnete, nickte sie dem Mädchen zu und klatschte lautlos in die Hände. Sie wollte ihm einen kleinen Beifall erzeigen für sein eifriges Trommelspiel. Und sieh da: Ueber Muschkas braunes Gesichtlein lief ein wundersames Lächeln. Die Kleine machte der Gundi eine dankende, tiefe Verbeugung, genau so

---

in 1936 stimmten die Vertreter von 19 süd-amerikanischen Verbänden für die neue Ordnung. 14 Völker haben bisher durch ihre Volksvertretung ihre Zustimmung gegeben. Davon gehören 8 der Kath. Kirche an; 2 der Protestantischen; 1 der Griechisch Orthodoxen. 2 bekennen sich zum Mohammedanischen Glauben und 1 zum Buddhistischen. In England steht das Herrenhaus schon lange der Frage günstig gegenüber. Es entsandte vor Jahren einen Vertreter nach Rom, um die Mitarbeit des Hl Vaters zu erbitten. In der Ver. Staaten hat der Senator Murray 1946 der Regierung den Vorschlag zur Beratung und Begutachtung durch die Gesetzesvertreter eingereicht. Mehr als ¼ der Weltbevölkerung hat bisher ihr Ja dazu gegeben. Inzwischen sind die genauen Vorschläge zur Reform zu einer wahren Flut angewachsen. Eine Anzahl davon befürworten das Jahr mit 13 gleichen Monaten. Solch ein Vorschlag ist vor etwa 20 Jahren in Saskatchewan ausgeknobelt worden und von Regina aus dem Völkerbunde zugegangen. Er war ganz geistreich ausgedacht und in lateinischer Sprache ausgearbeitet. Alle hohen kirchl. Festtage würden danach auf einen Sonntag fallen. Er enstammte der Gedankenwerkstatt eines geborenen Saarländers, des wohlbekannten Pionierpriesters Pater Jakob Wilhelm. Er war mein Freund und hat mir deshalb einen Abdruck davon geschenkt. Eine andere hat er dem Hitler geschickt mit der Bitte um eine Empfangsbescheinigung. Die hat er bekommen. Eine zweite Bitte, die er dem Kalender an den Reichskanzler mitgegeben, war: „Laß die Kirche Gottes in Ruh!" Die ist ihm leider abgeschlagen worden.

P. Wilhelm, arm wie er war, versprach sich natürlich die Annahme seines Kalenders durch die Vereinigten Nationen. Hoffte auch dafür einen guten Batzen Geld zu erhaschen, so etwas wie eine Million Taler. Herzensgut wie er war, hatte er diese Million schon im voraus verteilt. Einige 100,000 wollte er der Erzdiozese zur Tilgung ihrer Schulden schenken. Eine gute Summe sollte ans Waisenhaus in Prince Albert gehen; ein anderer Teil an das Altersheim in Moose Jaw. Der Rest sollte der S. Marienprovinz der Oblatenpatres gehören. Sich selber hat er bei der Aufteilung ganz vergessen.

3. Prüfung und Ausscheidung der Vorschläge.

All diese geplanten Verbesserungen wurden dem Völkerbund unterbreitet. Ein eigenes dafür errichtetes Sekretariat hat sie genau überprüft, die weniger guten ausgeschieden und sich zuletzt für den Entwurf von 4 mal 3 gleichen Quartalen entschieden. Es ist ein Sieg für den italienischen Priester Marco Mastrofini der dieses Schema in 1843 mit kirchlicher Genehmigung veröffentlicht hat. Wir hätten aus leicht verständlichen Gründen dem P. Wilhelm den Sieg gewünscht; es hat nicht sollen sein.

Heute ist der Plan so weit gediehen, daß praktisch kein Widerstand mehr vorhanden ist. Die Juden wollen ihren religiösen Festkalender beibehalten und im übrigen sich der neuen Ordnung anschließen. So wird wohl die Ausrufung des neuen Kalenders am Ende des laufenden Jahres durch alle geistlichen und weltlichen Behörden erfolgen. Wir begrüßen sie von Herzen.

tief wie die Mutter sie machte, wenn die Leute Beifall klatschten. Der Mann, der Muschka bisher kaum eines Blickes gewürdigt hatte, wurde jetzt auf das Kind aufmerksam. Er sah, wie es sich verneigte. Und sein Mund verzog sich zu einem Lachen des Spottes. Gundi und Muschka aber sahen sich immer wieder an. Feine, silberne Fäden, die das grausame Lachen des Mannes nicht zu zerreißen vermochte, spannen sich hier von Frau zu Kind. Gundi bemerkte wie Muschka plötzlich froh die Trommel rührte, als der Affe auf dem Kamel unter lautem, anhaltendem Beifallklatschen die kleine Arena verließ. Der schwache Ton der Trommel ging in diesem Beifall unter. Aber was tat es? Muschka schaute glücklich zu Gundi hin, so, als trommelte sie nur für diese Frau. Und Gundi sah nichts als dort ein armes, buckliges Kind, sie hörte nichts als die Töne der Trommel.

Da kam aber die Zigeunerin, in schillernde Seide gekleidet. Sie mußte mit dem Bären tanzen. Die Zuschauer, die noch nie etwas so Lustiges und Merkwürdiges gesehen hatten, ergötzten sich an diesem Tanze noch mehr als an den Künsten des kleinen Affen.

Kaum war der Bär wieder in seinen Stall zurückgeführt, da erschien auch schon ein kleines, blau und gelb gekleidetes, weißes Hündchen, das auf den Hinterbeinen in die Arena lief. Dieses nahm nun wirklich die Aufmerksamkeit der Umstehenden ganz für sich in Anspruch. Es wurde still ringsumher, als es zu singen begann. Denn das war kein Heulen und kein Winseln mehr, was die Leute jetzt zu hören bekamen. Nein, das war ganz richtiger Gesang, der Gesang eines kleinen Hundes, der, hörte man recht hin, auch Worte enthielt.



DIE HOCHERHABENE.

Als das Hündchen an Muschka vorüber in die Arena kam, bemerkte Gundi, wie diese mit den Blicken ihm aufmerksam folgte, so, als fürchtete sie für das Gelingen seiner Darbietungen. Aber, als die Leute einander nun lachend zunickten, was mehr als Beifall war, lachte das Kind zum erstenmal auf. Und nachdem der kleine, weiß-blau-gelbe Artist einem jeden der Zunächststehenden eine Verbeugung gemacht, die darin bestand, daß es die Vorderbeine auf den Boden hinstreckte und das Köpfchen zugleich senkte, legte Muschka die Trommelschläger beiseite und schlug die Hände beifallklatschend eine lange Zeit gegeneinander. Nun ging das Hündchen wieder aufrecht an ihr vorbei. „Gilo!" rief das Mädchen leise. Gilo spitzte die Ohren und schielte zu Muschka hinüber. Aber nur sie vernahm das leise Winseln, das sie grüßte.

Schon schlug die Trommel wieder. Und jäh brach sie diesmal ab. Denn jetzt begann der Tanz auf dem Seil. Die Stange hinauf, die der Kleinen gegenüber in die Erde eingelassen war, kletterte die Seiltänzerin, Muschkas Mutter. Das Kind verfolgte mit angstvoll geweiteten Augen jede ihrer Bewegungen, so, als wollte es diese beschwören. Die Leute hielten den Atem an. Eine leise, langsame Tanzmelodie ertönte aus der Pfeife, auf der Muschkas Vater spielte.

Er war schön, dieser Tanz unter sternbesätem Himmel, im Scheine der Lampions, der die schillernde Seide des Gewandes der Tänzerin in alle

Farben tauchte. Er war so schön, daß ein jeder der Gefahr vergaß, in der sie schwebte. Nur Muschka maß jeden Schritt, den die Mutter auf dem Seile tat. Und das Kind atmete befreit auf, als sie seiner Stange sich näherte und daran herunterglitt. Die Stange hatte diesmal leise gezittert. Sah es niemand? Nein! Auch die Tänzerin nicht, nicht der Mann, der jetzt an ihrer Stelle sie erkletterte.

Wiederum rührte Muschka die Trommel. Wieder brach sie jäh ab. Aber die Kleine verfolgte die Darbietung dort droben nicht mehr. Sie ängstigte sich jedesmal nur für die Mutter die Mutter, die nun zum Wagen zurückgekehrt war, um das kleine Araberpferd zu holen, das sie zu reiten hatte, die Mutter, die ihr immer wie von neuem geschenkt vorkam, sobald sie mit den Füßen wieder die Erde berührte.

Langes Beifallklatschen sagte Muschka, daß auch dieser Tanz zu Ende sei. Sie sah zu Gundi hinüber, während der Tänzer an ihrer Stange niederglitt. Da, plötzlich rief er sie an. Dem Ruf folgte sein Sprung zur Erde. Aber bevor er heil sich erheben konnte, lag die Stange, an der der Affe angebunden war, schon am Boden, die kleine Trommlerin unter sich begrabend. Der Mann stürzte auf den Affen zu. Und hätten die Leute jetzt näher beobachtet, so hätten sie die Freude über die Rettung des Tieres aus seinen Zügen lesen können. Sie umstanden aber alle das Kind, dessen rotes Gewand durch das Blut, das seinem Munde lief, noch röter ward. Gundi kniete neben ihm und hielt seinen Kopf in ihren Schoß gebettet.

Der Mann drängte sich nun durch die Menge. Aber als Gundi ihn erkannte, beugte sie sich noch tiefer über das blutüberströmte Antlitz, über den zerdrückten Kinderleib, der in den letzten Zuckungen lag. Sie bog das kleine Haupt einwärts, damit der letzte Blick nicht auf den Vater falle.

Da gelte neben ihr ein Schrei: „Muschka!" Eine Frau in dunklem Mantel warf sich über das sterbende Kind. Als die Mutter in ihrem Schmerze dalag, weinten die Frauen und Männer, die sie umstanden, mit ihr. Jener aber, der Muschkas Vater war und dem das bucklige Kind immer eine Last bedeutet hatte, er stand tränenlos, wie erstarrt.

Am nächsten Tage umstanden die Kinder den Totengräber, der das Grab schaufelte für Muschka, das Kind der Zigeuner. Muschka lag nun in ihrem Särglein, das unter dem runden Zeltbogen auf dem Wagen stand. Der Buckel war daran schuld, daß sie ein wenig zur Seite geneigt lag. Die großen, dunklen Augen, die sich nicht schließen ließen, sahen den Zigeuner an, wenn er den Sarg öffnete. Er stand dann wie gebannt vor seinem toten Kinde. Er sah das Hündchen neben dem Sarge liegen und wehrte es ihm nicht. Hatte er das Kind nie geliebt, so liebte er es jetzt. Etwas war, was ihn plötzlich zu der toten Muschka hinzog. Und auch er betrat diesen Abend nur mit Widerstreben die Arena, die von viel wartendem Volk umstanden war.

Das Programm war dasselbe wie am Abend zuvor. Die Zigeunerin betrat das Seil wieder. Aber der Bär mußte allein tanzen. Die Frau machte gesenkten Hauptes mit dem Teller die Runde. Und das Mitleid mit ihr ließ die Leute tiefer denn sonst in die Tasche greifen. Der Teller ward vom vom Gelde schwer.

So hatte die tote Muschka ihrem Vater auch heute noch gedient. Diesmal schlug der Mann die Trommel selber . . . Mußte er dabei nicht immer an sein Kind denken, wie es allabendlich geduldig dagestanden ohne Anspruch auf Beifall, unbeachtet, traurig? Der Affe vermochte ihm heute kein Lob zu entlocken. Das Hündchen aber, als es seine Künste gezeigt, lief in rasendem Lauf zum Wagen zurück, wo Muschka im Sarge lag.

Dort fand Gundi das Tier, als sie, den Wagen verlassen wähnend, mit einem selbstgewundenen Kränzlein aus weißen Blüten zu der kleinen Toten kam. Sie zog den Sarg aus dem Wageninnern in die Mondeshelle, öffnete ihn und betrachtete lange das schöne, engelgleiche Antlitz. „M u s c h k a!" sagte Gundi leise, „M u s c h k a!"

Das Hündchen winselte laut.

Muschkas Begräbnis sollte so schön werden, als würde ein Kind aus dem Orte zu Grabe getragen.

Hinter den weißen Mädchen, die Gundis Kranz trugen, gingen die Eltern Muschkas, in ihre dunklen Mäntel gehüllt. Das kleine Volk des Städtchens folgte. Die ganze Schuljugend war da. Als der Sarg vom Pfarrer eingesegnet und nachher zuhinterst an der Kirchhofmauer, dort, wo die Kindlein lagen, in die Erde gesenkt wurde, schrie die Mutter, die ihr Kind hier zurücklassen mußte, laut auf.

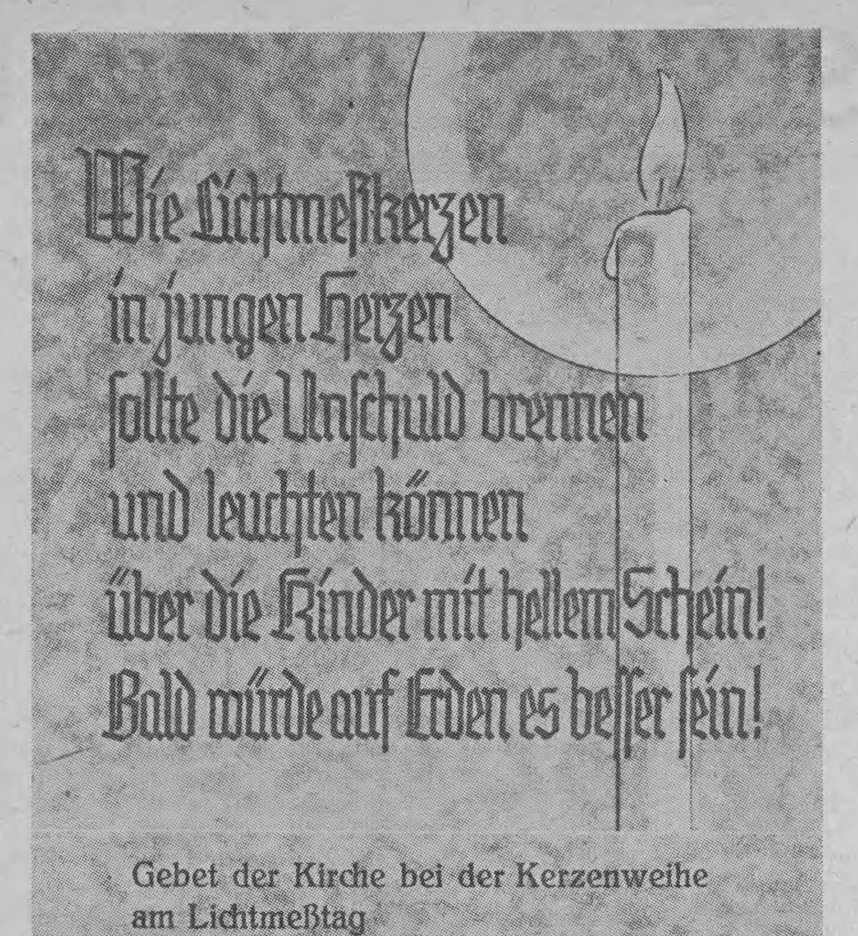
Auf dem Grabhügel, der Muschkas Buckel für immer verbarg, lag Gundis weißer Blütenkranz. Daneben sah man an diesem Tage vom Morgen bis zum Abend ein weißes Hündlein liegen. Als die Nacht anbrach, wurde es von Muschkas Vater zur Vorstellung geholt.

Lichtmess

von Johannes Hatzfeld.

Es ist des Menschen Natur gelegen, daß er leuchten will. Spüren wir das nicht alle? Möchten wir nicht jeder in irgendeiner Weise den Pfad der Menschheit erhellen? Und ist nicht eigentlich die Geschichte der Menschheit eine Erzählung davon, wie Mensch auf Mensch und Jahrhundert auf Jahrhundert den Mitlebenden wie den im Schoße der Zukunft noch Ruhenden ein Lichtlein aufzustecken versuchte? Und wenn da irgendwann einem Eizelnen gegeben ward, ein Licht aufleuchten zu lassen, das einen ganz besonders hellen Schein über Zeit und Raum hinweg warf, so nannte man ihn dankbar einen Weisen. Gelang dasselbe der Jahrhundertarbeit einer Volksgemeinschaft, so nannte man das eine Kultur. Niemals hat dieses Lichtwerdenwollen aufgehört, und erst der letzte Mensch wird den Drang dazu mit sich ins Grab hineinnehmen.

Daß wir uns aber nicht mißverstehen. Menschen täuschen sich nämlich gern selber, und indem sie sich einreden, daß sie Licht für andere sein möchten, geht ihres Herzens wahre Sehnsucht nur dahin, recht beleuchtet zu sein. Sie möchten, daß alle Scheinwerfer der Oeffentlichkeit auf sie gerichtet seien, und wenn diese



Oeffentlichkeit auch nichts weiter wäre als ein Stadtviertel. Es hat keinen Zweck, sich bei dieser Sorte von Zeitgenossen weiter aufzuhalten (ein Blick ins Gewissen, ob wir nicht etwas dazu gehören, ist jedoch anzuraten), lassen wir sie ruhig das Lichtlein ihrer Eitelkeit weiter spazieren tragen. Ihr Ruhm ist so vergänglich wie das Papier ihres Lampions. Simeon und Anna kennt heute ein jedes Schulkind, wer aber weiß auch nur die Namen der stolzen Pharisäer und Sadduzäer, deren Reichtum, deren Wissenschaft dazumal das Tagesgespräch waren?

Gewiß, Simeon und Anna waren keine großen Lichter, wenn man unter einem großen Licht eines versteht, das weithin leuchtet. Aber kommt es denn da zunächst auf groß oder klein an? Kommt es nicht vielmehr darauf an, daß wir ein rechtes Licht seien, so eines, das Vertrauen verdient, dem man getrost folgen kann? Wenn du als Vater oder Mutter im Kreise einer Familie lebst und wirkst, braucht es denn da wirklich eines großen, augenverblendenden Lichtes? O nein, es genügt völlig, wenn dein Licht dein ganzes Haus erleuchtet, das aber auch bis in den letzten Winkel, so daß alles, was das Licht nicht erträgt, in deinem Hause nicht dauern kann, daß aber alles, was gut und recht ist, im Scheine dieses Lichtes aufblüht und sich von ihm bestärkt und ermutigt fühlt.

Solch ein Vater und solch eine Mutter geben dann ihren Kindern ein Licht mit, das über ihr Grab hinweg dauert und wie ein warmer und trauter Schein deren Lebensweg begleitet, erleuchtet und erleichtert. Oder du stehst beruflich in irgendeiner Werkstatt, arbeitest auf irgendeinem Bureau. Auch da kommt es garnicht darauf an, ob dein Licht grell und groß sei. Nein, es genügt völlig, wenn ein stilles, aber echtes Leuchten von dir ausgeht, so eines, das jedem Frechling den Mund verstopft, jedem Lästerer die Sprache verschlägt, jeden Pfuscher beschämt, kurz, alle Geister der Bosheit verstummen macht, das Gute aber hervorlockt, daß es wächst wie ein Topfblümchen, das eine Kinderhand in die Sonne stellte.

Wie aber kommt man dazu, daß man rechtes Licht sei? Zu allererst muß man wissen, daß man keinerlei Licht aus sich selbst hat. Das Licht, das wir haben und sind, ist überall geborgtes Licht. Es geht uns genau so wie dem Monde, der auch das Licht, das er nachts an uns weitergibt, von der Sonne geborgt hat. Und alles kommt darauf an, von wem wir unser Licht borgen.

Es hat eine tiefe Bedeutung, daß am Karsamstag alle Lichter in der Kirche von dem einem Osterfeuer aus entzündet werden. Das ist ein Hinweis darauf, daß es für den Menschen nur ein Licht, nur eine Sonne gaben kann und darf, von der er sich sein Licht holt. Und das ist Gott. Wo immer sich im Laufe der Jahrhunderte die Menschen ihr Licht von anderswoher holten, mußten sie zuletzt und am Ende immer wieder erfahren, daß sie in die Finsternis gerieten. Die Geschichte der Menschheit ist voll von solchen Erfahrungen.

Sieh wieder Simeon und Anna. All ihr Denken kreist um Gott und um das Licht das zur Erleuchtung der Heiden einmal kommen soll. Und dieses Licht warf schon im voraus seinen Schein auf ihre Gesichter. Weil Simeon das Licht suchte, das einzig Licht heißen darf, darum ward

Vom Schusterseppel

Liebe Leit.

Es werd Eich ganz gewiß interissiere zu wisse wie daß ich in meine Jugendzeit arg gut ausgaschaut hob. Mein Hoor is ganz lockig gewest und eine Statur hen ich g'hat, daß ich selbst druf stolz gewest bin. Der Mensch soll sich ja net selbst praysen, ober was wohr is is wohr, liebe Leser und Leserinnen. Ich hob's g'hat, und selles kann jeder Mensch uffweisen, was mich in meine Jugend gekennt hot.

In soller Zeit bin aber auch arg blöd gewest. Mein Voter hot immer ieber uns Kinner g'sogt: „Kinner", hot er g'sogt, „tut's die geischtliche und die weltliche Obrigkeit in Ehre holte, und tut's ältere Leit respektiere." Solles hot mein Voter immer ieber uns g'sogt, das kann ich mir noch gut gedenke.

Von wegen diesen respect zu die ältere Leit bin ich ganz blöd worde. Niemols net hen ich es uf mich genomme, zu die Mannsleit und zu die Weibsleit zu rede, was zu uns visiten komme sein. Mein Voter, der hätt' mich grad iebers Maul geschloge, wenn ich mich in die Stub h'nein'huckt hätt, wo die visitors gewest sein. Auch zu die Madel bin ich ganz blöd gewest, liebe Leser und Leserinnen, und wenn ich uf den Tanz gange bin, dann bin ich net vonwege die Madel dort hingange. In the first place hob ich mich gornet uf das Tanze verstande, und zweitens hob ich auch gornet den Mut in mir g'hat ein Madel fier um ein Tanz anzusprehe.

So bin ich groß gewachse und zu einem gleibigen Christen und hiebschen Bub worde.

Eimol, es is im Sommer gewest und uf einen Samstag Obend, da hot mein Voter mich zu sich g'rufe und hot g'sogt: „Seppel", hot er g'sogt, jetzen bist du alt g'nug fier um dir ein treues Weib zu holen. Morgen noch dem Mittag spannst ein und mir fohre h'nieber zum Frangler Joseph, vonwege weil der vier Madels hot."

Unser Dorf in Rußland, wo ich uf die Welt komme bin und unnerschiedliche gude christliche Sachen fier mein Leben g'lernt hob, is ein großes und reiches Dorf gewest, daß es ein Oberdorf und ein Unnerdorf g'hat hot. Mir hen im Oberdorf gewohnt, und mir, was mir die Bube vom Oberdorf gewest sein, hen arge Feindschaft mit die Bube vom Unnerdorf g'hat. Kein Bub net vom Unnerdorf hot zu unsre Oberdorfer Madel gederft, und keiner von uns hot zu die Madel vom Unnerdorf gederft, denn sonsten hätten mir kein Streit und kein Verschloge net meiden gekönnt.

Der Frangler Joseph hot im Unnerdorf gehuckt. Aus soller Ursach hob ich ieber meinen Voter gesproche: „Voter" hob ich mit respect g'sogt, „desch schafft net. Die Madel vom Frangler Joseph sein Unnerdorfer. Wenn die Bube solles aussinne, dann verschloge sie mich, und ihr werd's keinen g'sunden Sohn mehr hobe, was Eire Erbschoft übernehmt."

Mein Voter hot mich angeschaut, und dann hot er g'sogt: „Is das die Erziehung was ich dir gebe hob? Is das wie du das vierte Gebot holte tust?"

Ich hob nix net druf geantwortet, vonwege weil ich gewießt hob wie daß mein Voter nur eimol sprecht, und net ein zweites Mol.

Uf den anren Tog nach dem Mittagesse hob ich eingespannt und ich und der Voter sein hinunner ins Unnerdorf zum Frangler Joseph. In der yard hen mir die Pferd stoppen gemocht und mein Voter is ins Haus h'nein. Ich hob net mitgederft, vonwege weil mein Voter und der Voter von die Frangler Madel erscht hen besprechen wollen, wie ob daß sie Schwäger werde wollen.

Wie ich so bei unsrem Gespann gestanne und gewortet hot bis daß mich der Voter h'einruft damit daß ich mir eine von die vier Madel auspicke tu, da hob ich uf eimol zwei Madel ieber die yard springe sehn. Und wie ich die gsehn hob, liebe Leser und Leserinnen, do is mir ober werklich das Herz ufgesprunge. Die eine von die Madel hot mich uf den erschten Blick närrisch g'mocht, und in soller Stunde hob ich das erschte und einzige Mol gegen das vierte Gebot gesiendigt, indem daß ich bei mir gedenkt hob: „Die nehmst und keine anre, und wenn sich der Voter die Knie verbeißt."

Die Madel hen auch uf mich geschaut, und ich hob gleich gesehe, wie daß sie verliebt worde warn in meine männliche Statur was so schön ausgeluckt hot wie einer von die Unnoffiziere vom Zar.

„Jetzen soll mich der Voter nur rufe", hen ich bei mir gedenkt, „ich tu heirote, und net er. Ich weiß net wem daß das eine Madel zugehert hot, ober die nehm ich." Und ich hob mir allerlei unnerschiedliche speaches z'samme gemocht, die was ich meinem Voter hersoge werd.

---

ihm das Licht der Welt in die Arme gelegt. „O nun läßest du, Herr, deinen Diener in Frieden fahren". War er nicht ein König geworden? Ein König, gegen den alles, was eine Krone trug, nur ein Schatten war! Und war es nicht mit Anna das gleiche?

Wie viele haben sich heute aus der Laterne des Widerchrist ihr Lichtlein geborgt und verbreiten Finsternis. Darum muß das Licht der Christen um so heller leuchten, und ihr Lichtmeßgebet muß lauten: Herr, laß mich nie vergessen, wo das wahre Licht ist, daß ich immer in seinem Scheine wandle zum Segen für mich und für die anderen.

Und da hot mich mein Voter auch schon gerufe. Er und der Fragler Joseph hen in die Tür gestanne und hen ieber mich gesogt:

„Mir zwei, mir hen beschloße Schwäger zu werden. Jetzt gehst in die Küch und pickst dir eine von die vier Madel aus."

Jetzen bin ich ober wieder ganz blöd worde. Kein Wort hob ich net g'sogt, bin ober gleich in die Küch h'nein fier um mir die Madel anzuschaun. Wie ich h'neinkomme wor, da hen sie alle vier dorten g'huckt, und mir hot's grad den Atem verschloge, vonwege weil ich die eine dort auch hucke sah. Eigentlich hätt ich gleich sogen sollen: Tust du auch dahier zugehere? Wie schreibst du dich? Dich werd ich nehme." Ich bin ober doch so blöd worde, liebe Leser und Leserinnen, desch ich kein Wort net aus mir gebracht hob. Die Madel hen mich angelukt, und nochher hen die ihre Köpf zusamme und hen geflieftret und gelacht, und dann noch amol geflieftret und wieder gelacht, bis daß ich es net mehr stande konnt. Ganz rot bin ich worde und das Herz hot mir geklopft, grad wie wenn ein Roß mit seinem Fuß dorten rumhacken tät. Ich bin werklich in die Aengste komme, und aus soller Ursach hob ich mich rumgedreht und bin h'nausgesprunge.

Mein Voter und der Frangler Joseph hen noch in der yard gestanne.

„Na", hot der Joseph ieber mich gesproche, „hoscht dir eine ausgepickt?"

„Die Schwarze will ich hobe, die, was die fetteste is", hob ich geschrien und bin gleich uf das Fuhrwerk h'nauf, vonwege weil mich die Scham grad hot zerfressen wollen.

„O, die Pauline willst du?, hot der Frangler Joseph ieber mich gelacht, „host du es ihr denn auch g'sogt?"

„Nix net hob ich g'sogt", hen ich vom Wagen h'nunner gerufe und hob mein G'sicht uf die anre Seit gekehrt, „nix net hob ich g'sogt."

„Jetzt ober gleich h'nein und alles g'sogt", hot mein Voter ieber mich gerufe. Da hob ich ober die Peitsch genomme und hob druf uf die Roß geschloge und bin schnell davon gefohre. Den Voter hob ich gelaßt, wo er gewest is.

Wie der Voter heimkomme is, da hob ich gemeint, wie daß es jetz ein schreckliches Dunnerwetter gebe werd. Mir Kinner sein net erlaubt gewest, mit die Eltern zu spassen. Der Voter ober, wi er hamkomme is, hot nur ieber mich gelacht und hot g'sogt: „Desch is mir auch so gegange. Uf den Sunntag gehst h'nieber und tust um die Pauline freien."

Desch is eine arge Woche fier mich gewest, lieber Leser und Leserinnen. Ich hob uf die Pauline eine good impression machen wollen. Ich hob ober net gewießt, wie daß ich ihr alles verzähle soll und wie daß ich die Liebschoft anfange soll.

In the first place, hob ich mir gedenkt, mußt du gut auslooken. Ich hob mich erinnert, wie das die Offiziere von die rußischen Armee alle Handschuh getroge hen, was sehr smart ausg'sehe hot. Wie mir solles in den Kopf komme wor, da hen ich meinen mind auch schon abgemocht. „Seppel", hen ich mir gedenkt, „wenn du uf den Sunntag um die Pauline freien gehst, dann mußt du Handschuh hobe, vonwege die gude impression."

Uf den Mittwoch hob ich dem Voter kein Wort net g'sogt. Ich hob aber eingespannt und bin die in die Stadt gefohre, was ein weiter Weg gewest is. Dorten bin ich in die stores und hen nach Handschuh ausgeschaut. In dene viele stores sein unnerschiedliche Handschuh gewest, und ich hob mir arg viel Zeit genomme, fier um die rechten Handschuh zu finne. Wohl an die hundert hob ich in die unnerschiedliche stores uf die Händ gezoge, und in was wellen store ich auch wor, hen die Madel alle boxes mit Handschuh herschaffen gemüßt. Endlich bin ich zu die rechten komme. Ich hob sie gekauft, und dazu noch eine bottle mit perfume fier die Pauline. Dann bin ich hamgefohre.

Wie der Sunntag komme war, bin ich ganz exited gewest. Keine Minute net hob ich in der Nacht geschlofe, und was soller mole der Poter geprädigt hot, desch weiß ich net, obwohl ich immer ein guder Christ bin. Uf sollen Sunntag hob ich mir ober keine Müh net gebe, fier um uf den Poter seine Predigt zu höre.

Gleich noch dem Mittag bin ich h'nauf in meine Stuben und hob mich fertig gemocht. Ich hob mich gut ausgeputzt und dann hob ich die parcel mit die neue Handschuh ufgemocht, fier um mit die Handschuh zu practisen. Ich hob mich vor den Spiegel gestellt, hob mir uf die Händ gespuckt und bin dann ieber mein Haar gefohre, fier damit es recht gut uf dem Kopf liegt, und dann hob ich begonne, mit die Handschuh die rechten movments zu practisen. Den einen von die Handschuh hob ich gleich anbekomme. Der anre is mir auch gleich uf die Hand komme, ober, nochher bin ich verschrocken: Die zwei Handschuh sein net von demselben Paar gewest. Der eine war gut, der anre wor ober doch so lang, wie als ich wenn Hände size 18 hätt.

Wie ich das gesehn und beobachtet hot, da is mir das Blut in den Kopf geschoße. Da hob ich mir doch Handschuh extra fier um die gude impression gekauft, und jetzen hob ich einen falschen aus dem store mitgenomme. Und in die Stadt zurieckfohre fier um zu exchangen, is net mehr gange.

Was jetz? Was jetz, liebe Leser und Leserinne?

Es wollt mir grad das Herz verreisse vor Leid und Wut ieber mich selbst. Ober, desch muß ich auch von mir soge, ohne daß ich mich praysen tu. Ich bin net nur ein arg hübscher Bub gewest, ich bin auch sehr smart gewest. Unser teacher hot immer ieber unsren Voter g'sogt: „Den Seppel, den laßt Ihr studiere, der hot's."

Vonwege diese smarheit, was in mir gewest is, hob ich mich erinnret wie daß ich eimol in der Stadt einen Uneroffiziere gesehn hob, was auch Handschuh getroge hot. Eine Hand hot er immer uf den Rücken geholten, und allemol, wenn ich ihn g'sehn hob, hob ich bei mir gedenkt: „Desch is ober smart. Desch mußt du dir auch anlerne."

Wie mir soller Gedanke komme wor, hen ich gleich ufgeatmet. Eine halbe Stunde hob ich vor dem mirror gepractised, bis daß ich ganz gewiß gewest bin, daß ich gut ausschau mit der Hand uf dem Rücken, daß mir solles arg gut zum G'sicht passe tut, und daß die Pauline niemols net ausfinne werd, wie daß der eine Handschuh viel zu groß fier mich is.

Wie ich alles gut zuende gepractised hob, hob ich mein perfume genomme, hob eingspannt, und bin davon.

(Schluß folgt.)

— — Brief an den Schriftleiter — —

Habe in der Dezemberausgabe des Marienboten den Artikel „Raubkapitalismus" von P.J. Schneider, O.M.I., gelesen. In diesem Artikel wird das kapitalistische Wirtschaftssystem vollständig einseitig kritisiert, positive Vorschläge zur Verbesserung sind nicht gegeben. Das Resultat kann — besonders unter unseren Leuten — natürlich nur eins sein: Man kann dadurch so manchen dem anderen System, entweder dem Staatsfaschismus oder dem Bolschewismus, in die Hände treiben. Es gibt für uns nur ein entweder oder. Entweder wir haben eine Planwirtschaft, wie sie es im Faschismus und Bolschewismus gibt (Kollektivismus), oder wir einigen uns auf eine freie Wirtschaft, wie sie den demokratischen Systemen eigen ist. Mit allen ihren Fehlern ist die freie, von Pater Schneider angregriffene Wirtschaft unendlich besser als Planwirtschaft. Selbst in den Ländern der geplanten Wirtschaft, in Rußland, im Hitlerdeutschland und im Italien Mussolinis, gab es ja doch stets eine Art von freier Wirtschaft, die sich zum Schwarzmarkt entwickelte, wo Artikel, an denen Knappheit herrschte, immer zu haben waren. Der Durchschnittsmensch konnte und kann halt nicht nach den Grundsätzen der Planwirtschaft leben.

Kurz gesagt: Man würde aus dem Regen in die Trause geraten, wenn man unsere frei Wirtschaft mit Planwirtschaft vertauschen würde. Und dazu wären uns auch noch alle Freiheiten genommen, deren wir uns heute noch erfreuen können.

Im einzelnen läßt sich folgendes gegen die Ausführungen P. J. Schneiders sagen:

Das Gesetz der Nachfrage und des Marktes ist ein wirtschaftliches Axiom. Es ist — psychologisch — ein Naturgesetz, genau so wie zum Beispiel die Schwerkraft ein Naturgesetz ist. Wollte man P. J. Schneiders angegebene Grundsätze folgen, könnte man doch ebenso gut sagen, man solle die Schwerkraft abschaffen, da dann keine Aepfelstehlende Buben mehr von den Bäumen und sich das Genick brechen könnten. Das Gesetz der Nachfrage und des Marktes läßt sich ebenso wenig abschaffen wie das Gesetz der Schwerkraft. Es ist etwas anderes, wenn man von der Abschaffung des Mißbrauches dieses Gesetzes spricht. Es ist nicht unmoralisch, wie P. J. Schneider hervorzuheben sucht, für Artikel, an denen Knappheit herrscht, mehr als für Dinge zu verlangen, die im Ueberfluß da sind. Unmoralisch ist nur das Herbeiführen einer künstlichen Knappheit. Man kann aber nicht sagen — was P. J. Schneider behauptet — ‚Angebot und Nachfrage seien wirtschaftliche Kniffe.

Der von P. J. Schneider angegriffene Goldstandard ist der beste und einzige Standard einer vernünftigen Wirtschaft. Wären alle Länder auf diesem Standard, dann gäbe es keine Inflation. Daß Amerika heute im Besitze großer Goldreichtümer ist, hat andere als die von P. J. Schneider erwähnte Gründe.

Der dritte von P. J. Schneider erwähnte „Kniff", die schwankende Währung, wäre nicht gekommen, wenn alle Länder auf dem Goldstandard stehen geblieben wären. Man kann nicht unbegrenzt — ad libitum — Banknoten drucken, wenn man jede Note mit einem bestimmten Gewicht reinen Goldes decken muß.

Ich bin absoluter Anhänger der freien Wirtschaft, des Goldstandards und des sogenannten Kapitalismus. Ich bin gegen die Auswüchse dieses Systems, die sich wohl durch Gesetzgebung beeinschränken, die sich aber niemals ganz fortschaffen lassen. Erfahrung hat gezeigt, daß kontrollierte Wirtschaft zu weit größerem Ehlend führt. Und kontrollierte Wirtschaft ist ja bis jetzt das einzige System, das wir dem sogenannten „Kapitalismus" gegenüberstellen können.

P. J. Schneider hat uns das ganze Problem in seinem Artikel „Raubkapitalismus" zu sehr vereinfacht. Diese Dinge sind nicht so leicht. Persönlich kann ich in der einseitigen Darstellung der Wirtschaftsfrage P. J. Schneiders keinen anderen Erfolg sehen, als daß vielleicht so mancher dem Kommunismus in die Arme getrieben wird.

Wie kann man zum Beispiel unserem Volke sagen, die Großbtriebe (im allgemeinen, wie erwähnter Artikel es meint) seien „Räuber am Volke"? Steuern haben die Gewinne der Großbtriebe immer wieder in die Kassen des Staates getrieben. Unser Durchschnittsleser meint, das Weltkapital läge in den Händen der „Millionäre". Warum dem Volke diesen Irrgedanken lassen, wenn wir doch wissen, daß dem nicht ganz so ist? Es gibt Großbetriebe, deren Eigentümer hunderte und tausende von kleinen Sparern sind, wie zum Beispiel „Transcanada", „Bell Telephone", Railroad Companies usw. Diese und überraschend viele andere Großbetriebe gehören nicht einzelnen „Geldkönigen", sondern all den vielen und übervielen kleinen Leuten, die durch ihre Aktien den Aufbau dieser Betriebe möglich gemacht haben. Die wenige Großbetriebe, die heute noch in ganz privaten Händen sind, befinden sich auf dem besten Wege, entweder bankrott zu gehen, oder mit kleiner werdendem Verdienst zufrieden zu bleiben. (Ford Co. hat während des vergangenen Jahres Millionen verloren, nicht verdient). Der Durchschnittsgewinn der großen amerikanischen Firmen lag in 1947 unter 4 Prozent.

Der Bauer und Farmer hat nicht viel Grund, sich gegen das, was er „Kapitalismus" nennt, aufzulehnen. Er selbst ist Kapitalist, das heißt Eigentümer seines eigenen Betriebes. Wie er diesen Betrieb auszubauen versteht, öfters auch auf Kosten anderer, ist bekannt. Man tut gewöhnlich im Kleinen genau dasselbe, was andere, die es können, im Großen tun.

Augenzeugen erzählen, daß der Bauer Deutschlands heute mit der Mistgabel auf dem Motorrad aufs Feld fährt. Dieser Ausdruck ist nicht übertrieben. Ihm geht es gut. Er ist der Kapitalist des heutigen Deutschlands — während andere verdarben.

Kurz und gut: Ich bedauere derartige Artikel in einer katholischen Zeitung. Sie werden mißverstanden, erregen

Gnade fuer Recht

„Geh', ja geh' nur, du Lump, du Schafdieb!" So rief ein junges, schwarzäugiges Mädchen einem riesig großen, jungen Manne zu, der unbeholfen vor ihr stand und sie anschaute, als wollte er sie mit seinen Augen durchbohren.

„Pack dich, habe ich gesagt", wiederholte das Mädchen, „ich will nichts mehr von dir wissen. Oder bist du etwa nicht ein Wilderer geworden? Hat dich nicht am hellichten Tag der Jäger erwischt? Hat man dich nicht eingesperrt?"

„Der Wald ist groß, das Wild ist frei", brummte mürrisch der Bursche, als wollte er sich entschuldigen.

„ So sagen die Räuber und Diebe", war die Antwort, „zwischen uns zweien ist es ein für allemal aus. Ich will keinen Verbrecher zum Manne. Gehe hin, wo du willst!"

„Ist wirklich alles aus?" fragte jetzt der Bursche scharf.

„Alles! Und du hast die Schuld, du allein. Du hast dich zum Wilderer machen lassen, du bist in der ganzen Gegend verrufen. Kein Mensch gibt dir deinen guten Namen mehr zurück!"

Damit verschwand das Mädchen in einem niedrigen Haus. Der Bursche wandte sich verdrossen ab und ging langsam hinaus aus dem Dorfe, dem Walde zu.

„Nun ist alles aus", murmelte er und legte sich unter eine Eiche. „Risa hätte allein mich wieder auf den guten Weg bringen können. Nun hat sie mich aufgegeben. Was soll nun aus mir werden? Verachtet bin ich von allen, ausgestoßen und verloren für Zeit und Ewigkeit. Was soll ich noch unter den lieblosen, hartherzigen und hochmütigen Menschen?"

Bitter lachte er auf. Dann fuhr er in seinen düsteren Selbstgespräch fort: „Drüben im Westergebiet hausen sie, der schwarze Janosch mit seinen Leuten. Die führen ein freies Leben, ein ungebundenes — das wäre was für mich. Einmal müsse ich meinen Stahl in Blut getaucht haben, ließ er mir sagen, ehe er mich in seine Gefolgschaft aufnehme . . . Käme mir der erbärmliche Jäger, der mich angegeben hat, unter die Hände — und wären es auch zwei oder drei, ich wollte ihnen schon zeigen, was ich kann."

Und er erhob sich und wanderte tiefer in den Wald hinein, tiefer in das ungeheure Dickicht des ungarischen Steppenwaldes.

Unterdessen weinte Risa in ihrem Gärtchen still um den Verlorenen. Er war ihr lieb und teuer gewesen, aber so konnte sie nichts mehr mit ihm zu tun haben. Sie mußte ihn aufgeben, wenn sie sich nicht selbst aufgeben wollte.

Petru, so hieß er, war zuerst in die Schenke gegangen zum Trinken, dann zu den Zigeunern auf die Märkte zum Feilschen, und dann war er aufs Wildstehlen gekommen — und jetzt, o, sie kannte das wohl: jetzt ging es immer tiefer mit ihm abwärts wie mit Dutzend anderen, die auf demselben Weg verdorben waren. Sie sah sein Ende im Geiste voraus: den Galgen, ringsum die Soldaten; jetzt kommt der Zug, der den armen Sünder bringt — es ist Petru.

Erschüttert weinte sie noch eine Zeitlang ob diesem Bilde ihrer Phantasie, dann faltete sie die Hände. Sie betete für ihn zur Zuflucht der Sünder und zur Trösterin der Betrübten. Das war das Beste, was sie tun konnte. —

Die Stunden gingen dahin, der Abend sank herein. Es verschwanden Wochen und Monate seit jenem traurigen Zerwürfnis zwischen Petru und seiner ehemaligen Braut. Dieser aber war und blieb verschollen. Hier und dort hatte man ihn freilich kurz auftauchen sehen. Er lebte ein zügelloses, ausgelassenes Leben. Wo er einen Beamten oder gar einen Adeligen fassen konnte, da nahm er ihnen Geld und Kostbarkeiten ab, gab ihnen Rippenstöße und Ohrfeigen und fluchte und schwur, sie das nächstemal zu erwürgen.

Bis zu diesem äußersten war es bis jetzt doch noch nicht gekommen. Risa

---

in einer Zeit, in der es jedem hier zu Lande, besonders dem Farmer, besser geht, Mißmut, Unzufriedenheit und Mißverständnis des ganzen Problems. Amerika ist unter dem kapitalistischen System groß und reich geworden. Der Lebensstandard des sogenannten kleinen Mannes ist hier und in Amerika unvergleichlich höher als irgendwoanders in der Welt. Wir wollen nicht sagen, daß es nicht noch besser werden könnte. Wir wollen jedoch sagen, daß unser System uns zu höherem Wohlstand führen kann, wenn wir alle es ehrlich bewirtschaften — und unsere Hände von der Planwirtschaft weglassen. Die großen faschistischen und nazistischen Abenteuer, die wir sahen und sehen, haben nicht das gebracht, was das kapitalistische System dem Durchschnittsbürger bis jetzt bringen konnte. Daß es nicht vollkommen ist, ist nicht des Systemes Schuld. Wer hat sich noch nie wirtschaftlich versündigt? Eine kleine Schicht von Geld- und Wirtschaftsschwindlern findet man überall. Ich wage jedoch zu behaupten, daß es ihrer hier bei uns weniger gibt als im heutigen Rußland, als im Hitlerdeutschland und unter Mussolinifreunden. Wo es Menschen gibt, da menschelt es — unter den „Millionären" und unter den „Kleinen", sobald sich Gelegenheit dazu gibt.

Ihr

Dr. F. L. Eid, Macklin, Sask.

hörte eben nicht auf, für ihn zu beten.

Es war zu später Abendstunde, als Petru eines Tages noch seinen Weg im Gebirgswalde dahinging. Ein Gewitter kam näher und näher, der Sturm brauste gewaltig in den Wipfeln und Aesten der alten Bäume, grelle Blitze, von hallenden Donnerschlägen begleitet, folgten sich in immer rascherer Aufeinanderfolge. Petru lachte dann und wann bitter auf im grimmigen Zorne und faßte sein Gewehr fester. Er war am gestrigen Tage als gefährlicher Verbrecher geächtet worden. Man hatte öffentlich bekanntgemacht, daß jedermann verpflichtet sei, anzugeben wo man ihn sehe, damit er festgenommen werde.

Plötzlich hielt er inne. Der Klang eines Signalhornes, wie sie die Jäger tragen, hallte durch Sturm und Donner in nächster Nähe.

Petrus Auge blitzte; seine Hand griff nach dem großen Messer. Rasch brach er duch Busch und Unterholz dahin.

Im Scheine eines grellen Blitzes sah er einen jungen, schmächtigen Mann im Jägerkleide, neben ihm einen ebenso jugendlichen Begleiter.

„Mit diesen zweien werde ich fertig", murmelte er, „so dürfen es auch drei sein."

Damit stürzte er auf sie zu, einen gewaltigen Schrei ausstoßend. Ein neuer Blitz beleuchtete die Männer.

„Gott Lob und Dank!" rief die Stimme eines der beiden jungen Männer den Geächteten an, „dich schickt uns der Himmel, um uns den rechten Weg zu weisen. Wir sind verirrt im Walde. Führe uns hinaus, du sollst guten Lohn dafür erhalten!" Schweigend maß der Riese die beiden Jünglinge, die nun in seine Hand gegeben waren.

Was tun? Zwei Geister stritten in seinem Innern.

„Tu schnell, was du vorhast!" sagte der eine; „sie sind dir vom Schicksal in die Hand geliefert, kein Kluger läßt die Beute fahren, die ihm sicher ist." — Und der gute Geist sprach: „Nein, Petru, sie sprechen dein gutes Herz an, sie sind fremd und verirrt, laß die Mordgedanken fahren und zeige dich als Christ!"

Und das Gewissen siegte!

Nach einer Minute bangen Schweigens sagte Petru: „Sei es denn! Ich will vorangehen, daß die Herren mir



trauen können, und ihnen den rechten Weg zeigen. Sonst geh' ich den linken", lachte er bitter und hohnvoll auf.

Scheu und stumm sahen sich die jungen Herren an und folgten dann dem riesigen Führer.

Stundenlang ging es durch den Wald, das Gewitter hatte aufgehört, schon brach die erste Morgendämmerung des neuen Tages herein.

Jetzt waren sie am Ziele. Eine breite Straße führte den Wald. „Das ist der Weg nach Tisza", sagte Petru, „nun können die Herren nicht mehr fehlgehen."

„Halt! Halt!" rief aber der eine Jäger, „den Führerlohn!"

„Was Lohn?" sagte Petru, „ich nehme kein Geld. Was ich getan habe, habe ich gern getan und laß mich nicht bezahlen dafür." Und er wandte sich um.

„Petru!" rief jetzt der Jäger, und dem Klange dieser milden und doch befehlenden Stimme gab der Riese unwillkürlich nach.

„Was soll's?" fragte er scheu.

Wenn du kein Geld nehmen willst, so nimm wenigstens einen guten Rat", sprach jetzt ernst und gütig der Jäger, einen Schritt vortretend. „Du hast uns beiden den größten Dienst geleistet für unser Leben, du hast uns den rechten Weg gezeigt. Nun laß auch dich von uns auf den rechten Weg führen. Was du bist — ein Wilderer — das sieht man, daraus machst du auch kein Hehl. Das führt dich jedoch, wie du weißt, ins

Gefängnis früher oder später. Kehre um und werde wieder ein ordentlicher Mensch. Du hast doch manches Gute in dir, es wäre schade um dich, wenn du ein schlimmes Ende nehmen würdest. Geh mit uns, wir zeigen dir den Weg zur Umkehr."

Der Jäger hatte ernst und eindringlich gesprochen.

Petru schaute ihn unsicher an. „Euch folgen?" murmelte er dumpf — „nein!" — Dann fügte er bei: „Ich bin geächtet, daß es die Herren nur wissen, und wenn ich heute heimkehre und sage, ich wolle wieder ein braver Mensch werden, o, dann lachen sie mich aus, die Herren vom Gericht und der Gespanschaft und lassen den Galgen auf übermorgen aufrichten für mich."

„Sprich nicht so, Petru!"

„Nein, ich gehe die Bahn, die ich habe, ich kann nicht anders. Ich habe keinen Menschen mehr, der an mich und an meine Besserung glaubt. Ich glaube selbst auch nicht mehr an mich. Ja, eine hätte mir glauben und mich nicht ganz verstoßen sollen, dann vielleicht wäre die Aussicht zur Einkehr vorhanden gewesen, so aber —

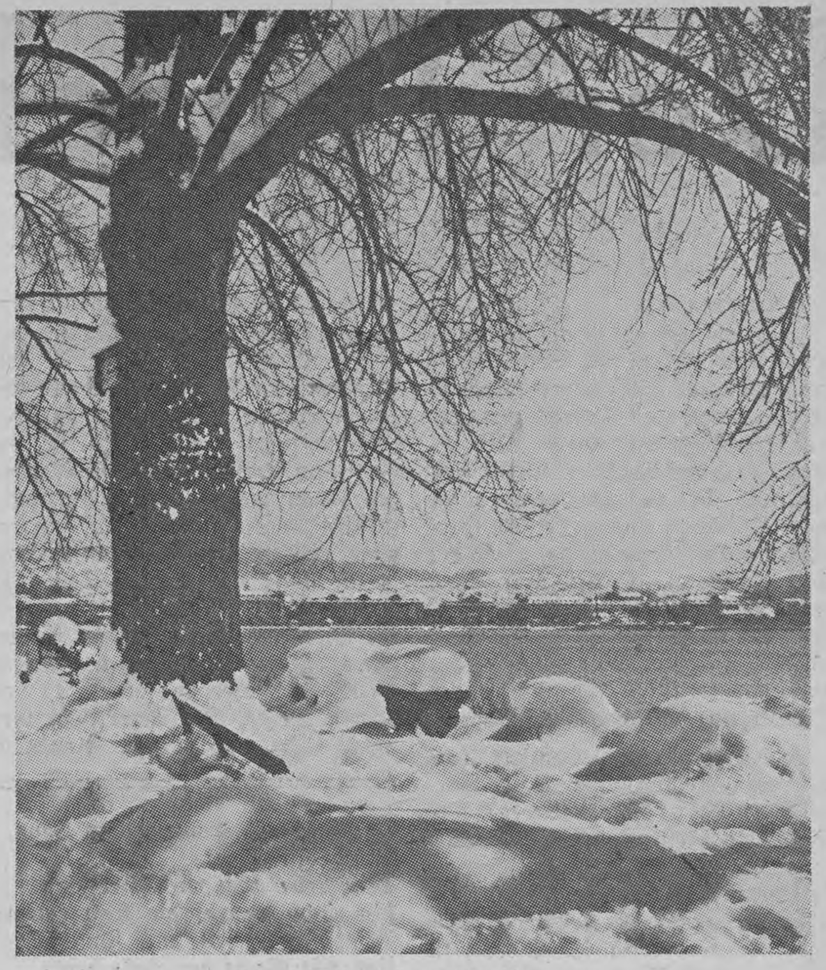
Und nun erzählte er auf das Drängen und Fragen der beiden Fremden, wie er mit Risa ein Paar gewesen, bestimmt zur Verbindung fürs Leben, wie er verführt wurde, wie sie sich dann von ihm trennte, und alles weitere. „Zwei Wunder müßten geschehen", endete er seinen Bericht, „ich müßte einen mächtigen Fürsprecher bei der Kaiserin haben und einen bei Risa. Und das ist unmöglich!"

„Das wollen wir doch sehen!" sprach jetzt der jugendliche Jäger. „Ich will dein Fürsprecher sein."

„Wer seid ihr, Herr?" schrie Petru und trat einen Schritt zurück, indem er halb entsetzt und halb freudig angemutet den Jäger anstarrte.

„Damit du Vertrauen hast, will ich es offenbaren: Mein Name ist Franz, und bei der Königin Maria Theresia kann ich wohl für dich sprechen, kann dir auch im voraus sagen, daß sie dich vollauf begnadigt, denn du hast ihren Gemahl heute nacht geführt. Und auch bei Risa will ich Bürgschaft für dich leisten. Nun folge uns!"

Sprachlos staunte Petru den Gemahl seiner Kaiserin an, und was er



Der frühlingträumende Baum.

jetzt herausbrachte, war nur: Ja, ich gehe mit, ich vertraue Ihnen."

Jetzt zog Franz von Lothringen sein silbernes Horn und blies, sein Begleiter tat desgleichen auf dem seinigen. Endlich hörte man Antwort, und jetzt jagte ein Reiter in rasendem Laufe die Landstraße daher, ihm folgten über hundert andere. Ein Jubelsturm brach los, da der Kaiser gefunden war.

Der aber legte seine Rechte auf die Hand Petrus und sprach: „Diesem Manne verdanken wir unser Leben, er hat unser ganzes Vertrauen."

Wie da der Obergespan und der Vizegespan des Bezirkes, die den Petru mit Entsetzen erkannt hatten, auf einmal andere Gesichter machten! Die beiden drückten dem Burschen die Hand. Welche Ehre!

„Wo wohnt die Risa?" fragte lächelnd Franz von Lothringen jetzt den Petru.

„Am Wege nach Tisza, Majestät!" war die Antwort.

Und als man an dem Häuschen vorüberkam, stand Risa im Garten und sah neugierig die herannahende Jägerschar.

„Ist sie's?" fragte der Kaiser.

Petru nickte.

Der Kaiser trat nun hin zum Mädchen und fragte: „Risa, Petru will wieder ein rechter Mensch werden, wenn du sein Weib werden willst. Ich selber lege Fürsprache für ihn ein bei dir."

Als das Mädchen den Fremden neugierig betrachtete, der sich um Petru so freundlich annahm, sagte der Obergespan: Es ist der Kaiser!" — und sogleich stürzte es auf die Knie.

„Und willst du mir jetzt glauben und dem Petru wieder gut sein?"

Der Teufel

Zum ersten Fastensonntag.

In Polen lebte ein Graf, der in seiner Jugend viel in der Welt herumgereist war und dabei seinen Glauben verloren hatte. Seit Jahrzehnten hatte er Sonntags keine Kirche mehr betreten, und werktags natürlich erst recht nicht. Den Sonntag müsse er zu seiner Erholung und zu seinem Vergnügen haben, sagte er, da er sich die Woche hindurch so viel mit seinen Gutsarbeitern herumärgern müsse. Der Graf hatte einen alten Kutscher; von diesem ließ er sich gewöhnlich am Sonntagvormittag für ein paar Stunden auf die Jagd hinausfahren.

Da der Graf wußte, daß sein Kutscher ein gottesfürchtiger Mann war, knüpfte er mit ihm unterwegs bisweilen ein Gespräch über religiöse Dinge an, um ihn zu ärgern oder in Verlegenheit zu bringen. „Nun, Stanislaus", fragte er eines Sonntagmorgens, „wovon hat der Pfarrer in der Frühmesse gepredigt?" „Vom Teufel, der Jesus versucht hat und der auch uns Menschen nachstellt, Euer Gnaden." Der Graf lachte laut und hart: „Stellt er d i r nach, Stanislaus? Mir hat er noch nie nachgestellt; ich habe wenigstens noch nichts davon gemerkt. Ich will dir übrigens alles sagen, was ich von deinem Teufel denke: ich glaube gar nicht an ihn."

Stanislaus sah seinen Herrn betroffen an und erwiderte: „Nichts für ungut, Euer Gnaden, aber der Apostel sagt doch, daß wir nicht bloß gegen Fleisch und Blut zu kämpfen haben, sondern auch wider die Geister der Bosheit in der Luft; und der andere Apostel sagt, daß unser Widersacher, der Teufel, umhergeht wie ein brüllender Löwe und sucht, wen er verschlingen könne. „Ach", fiel der Graf dem Kutscher in die Rede, „was geb' ich auf die Apostel und die Evangelisten! Wer garantiert mir, daß das alles, was sie schreiben, nicht Hirngespinste sind? Hast du den Teufel jemals gesehen, Stanislaus?" „Er ist ein Geist! man kann ihn mit körperlichen Augen nicht sehen. Unsern Schutzengel sehen wir auch nicht und doch ist er da. Die Seele sieht man nicht. „Ja, und darum glaube ich nicht an ihn", stieß der Graf trotzig hervor. Der Kutscher erschrak und sagte traurig: „Ja, wenn der Herr Graf nicht einmal mehr an Gott glauben, dessen Spur wir überall begegnen und dessen Wohltaten wir täglich genießen — "

„Nun, bleiben wir beim Teufel!" lenkte der Graf ein; „von ihm habe ich jedenfalls noch keine Spur gesehen und habe auch noch nichts von seiner Tätigkeit gespürt. Hast d u ihn vielleicht schon gespürt?" „Herr Graf", erwiderte Stanislaus bescheiden aber fest, „Ich bin ein ungebildeter Mann und kann die Worte nicht so setzen, um Euer Gnaden zu überzeugen. Aber den Teufel und seinen Kampf um die Seelen spüre ich schon, so lange ich lebe. Können mir Euer Gnaden erklären, woher das kommt, daß wir zum Bösen geneigt sind, auch ohne daß wir's erst gelehrt wurden, während wir zum Guten erst angehalten werden müssen? Daß ein Mensch von selber alle möglichen Untugenden bekommt, aber keine Tugend? Daß uns das Böse so leicht fällt, das Gute aber so schwer?"

Der Graf zuckte die Achseln; er wußte keine Antwort. „Das ist es eben", fuhr Stanislaus noch lebhafter fort, „daß es keine Erklärung dafür gibt, wenn man das nicht glauben will, was die Heilige Schrift darüber erzählt, daß der Teufel, einer der gefallenen Engel, die ersten Menschen zur Sünde verführt hat und daß alle Menschen diese Sünden und mit ihr die böse Begierlichkeit erben. Und der Teufel ist nicht zufrieden, daß er die Stammeltern verführt und die menschliche Natur mit dem Sündengift geschädigt hat. Er versucht es bei jeder Menschenseele von neuem, sie ganz für sich zu gewinnen, wenn sie nicht ernsthaft widersteht." „Hat er es bei dir auch versucht, braver Stanislaus?" fragte der Graf mit spöttischem Lächeln. „Ja, Euer Gnaden", antwortete der Kutscher ernst, „er

---

Wir grüßen dich mit hellem Sang,
O Königin Maria.
Dein Lob ertönt wie Feierklang,
Wie Schlachtenruf die Welt entlang;
Dein Name schallt mit Zuversicht
Und alle Macht der Hölle bricht,
O Königin Maria.

Wir jubeln dir mit Herz und Mund,
O Königin Maria.
Bei dir ist Heil und Gnade kund,
Wir stehen zu dir in treuem Bund;
In deinem Arm der Gottessohn
Ist aller Herzen Sieg und Lohn,
O Königin Maria.

Empfiehl uns all in Jesu Herz,
O Königin Maria.
So sende hell in Stahl und Erz
Die Himmelscharen erdenwärts;
In deiner Engel frommer Hut
Stehn wir zu dir mit Gut und Blut,
O Königin Maria.

---

fragte der Kaiser zum zweiten Male.

„O Herr, nun ist alles gut", rief sie, „so habe ich nicht umsonst Tag und Nacht um die Umkehr meines Petru gebetet!" —

Petru und Risa haben lange glücklich gelebt als wohlbestallte Försterleute. Er ist ein pflichttreuer Förster geworden, der noch manchmal den Kaiser und andere hohe Herren zur Jagd geführt hat, und seiner geliebten Risa höchster Stolz nach ihren blühenden Kindern ist die herrliche Brautausstattung samt dem Becher voll Goldgulden gewesen, die sie am Hochzeitstage von Maria Theresia erhalten hat.

„Befiehl dem Herrn deine Wege, und er wird alles recht machen!"

hat es bei mir oft versucht und versucht es noch. Denn der Stanislaus, Herr Graf, war nicht immer so ruhig und zufrieden, wie er jetzt ist; und er ist auch jetzt nicht so brav, wie Euer Gnaden vielleicht glauben. Wie hat das Blut in mir gegärt, so lange ich ein junger Bursche war! Wie hat mir die Einbildungskraft alle möglichen Bilder vorgegaukelt und mich zu Sünden hinreißen wollen! Wie habe ich gekämpft und gebetet; und wie habe ich mich gezwungen, meine Fehler immer wieder aufrichtig zu beichten! Welche Mühe hat es mich gekostet, über den Zorn Herr zu werden; und heute noch bin ich es nicht ganz! Und wie oft hab' ich mir sagen müssen, daß es eine dumme Falle des Teufels ist, die reichen Leute zu beneiden — auch Sie, Herr Graf; und die reichen Leute sind doch gar nicht glücklicher als unsereins. Und heute noch muß ich auf der Hut sein, das mein altes Herz sich nicht zu sehr an die paar hundert Zloty hängt, die ich mir im Dienste von Euer Gnaden gespart habe. Ich glaube, mit dem Teufel werde ich erst fertig, wenn Gott einmal seine Hand ausstreckt und meine Seele zu sich holt."

„Sonderbar", sagte der Graf, „von all dem spüre ich nichts; mich läßt der Teufel in Ruhe." — In demselben Augenblick flogen einige Wildenten von einem Weiher auf, an dem der Wagen gerade vorbei fuhr. Der Graf riß die Flinte an die Wange und schoß eine Schrotladung. Zwei Enten fielen tot herab; zwei andere flatterten verwundet im Schilf. Der Graf sprang vom Wagen und setzte diesen mit dem Jagdstock nach, doch sie entkamen. Stanislaus mußte darüber lachen. „Warum lachst du", fuhr der Graf ihn an. Verzeihung, Euer Gnaden", erwiderte Stanislaus, „ich mußte gerade denken, der Teufel macht es mit mir, wie Sie mit den Enten: weil meine Seele ihm zu entkommen sucht, schlägt er nach ihr." „Warum aber schlägt er nicht nach meiner Seele?" „Weil er sie schon getötet hat, Herr Graf; da denkt er, sie ist ihm ohnehin sicher."

Gottgeweihter Beruf

„Wie schade!" ruft bald da, bald dort ein Mund,
Trat schön und rein ein Mädchen in den Orden;
„Wie schade!" wenn an Geist und Leib gesund
Ein junger Mann ein Priester ist geworden.

Ist solch' Bedauern nicht bedauernswert?
Will es die Welt dem Schöpfer nicht vergönnen,
Daß jemand ihn durch eine Gabe ehrt,
Wie Menschen sie nicht besser geben können?

Was war's, daß Abels Opfer so gefiel,
Daß säulengleich sein Rauch sich von der Erde
Zum Himmel wandte aus dem Flammenspiel?
Er opferte das schönste Lamm der Herde. —

Die Menschen helfen lieber dem, der ihrer Hilfe nicht bedarf, als dem, welchem sie nötig ist.

Zwei Mittel gibt es, sichere Mittel, um einst den Himmel zu finden: Das erste ist die heilige Eucharistie, das zweite heißt: Marienverehung.



Die lustige Leiche

Von F. X. Schrönghamer.

Wo steht geschrieben, daß alle Leichen traurig sein müssen? Warum soll es nicht auch einmal eine lustige Leiche geben? Und warum soll man bei einer Beerdigung nicht einmal Tränen lachen statt weinen?

Solcherlei Gedanken hat der alte Gaglgori oft gehegt und er hat sich dabei fleißig vorgenommen, daß seine Leiche einmal ein richtiges Volksfest werden sollte. Mit Lustbarkeiten hat's Gaglgori als alter Hochzeitslader überhaupt gehabt.. Nicht daß er sich in das Irdische allzu sehr vertieft hätte; im Gegenteil. Er hat von Kindsbeinen an eine feste, echt waldlerische Weltanschauung gehabt, die den Leib im Zaume hielt, dafür aber dem Geiste gab, was des Geistes ist, nämlich die Herrschaft über den sterblichen Adam und seine Fleischeslüste. Er hatte den alten Sünder längst durchschaut und ihm in keinem Stück nachgegeben. So ist der Gaglgori auch ledig geblieben und hat nur andere Paare zu den Freuden des Ehestandes geführt. Warum hätte er auch heiraten sollen, wenn er sowieso alle Wochen einmal Hauptperson bei einer Hochzeit war?

So ist der Gaglgori in lustigen Ehren alt und grau geworden. Und er mußte an den kalten Gesellen denken, der als letzter Hochzeitslader in in jedes Leben kommt, der auch des Hagestolzen nicht schont, auch wenn es solcher nicht gerade not hätte, von einem bösem Weibe los zu werden, weil er ja keines hat, wie der Gaglgori ja auch. Die hat er alle den andern überlassen. Und darum hat er niemand hinter sich, nicht Weib und Kind, keine Schwieger und Schwäher, keine Vettern und Basen. Wer soll ihm also da nachweinen?

Und wo man nicht weinen braucht, da soll man heiter sein und lachen, und wenn's auch eine Leiche ist. Denn das hat sich der Gaglgori schon längst zurecht gelegt, daß es bei Hochzeiten und Leichen immer nur der Leib ist, den die Geschichte angeht. Und oft hätten die Leute bei einer Hochzeit mehr Grund zum Weinen wie bei einer Leiche. Ueberhaupt: wer stirbt denn beim Ableben des Menschen? Doch nur der Leib, ein Erdhaufen, nicht mehr und nicht weniger wie irgend ein Kotkehricht, den der Straßenwärter zusammenscharrt. Der Leib, der sündige Adam, der immer etwas anderes will als die Seele, der Leib, mit dem man ein liebes Leben lang zu kämpfen hat, daß er nicht völlig Herr wird über den Geist und das Gewissen. Warum soll man also dem Kotlümmel nachweinen, wenn er einmal eine Ruh' gibt? Seele, sei froh, wenn du erlöst bist von dem Kunden, denkt sich der Gaglgori. Und recht hat er. Denn der Mensch stirbt ja nicht, nur der Leib fährt als ein toter Klumpen in die Grube. Die Seele aber, der eigentliche Mensch, ohne die auch der Leib nichts wäre, lebt dann erst recht, weil sie auf den Kunden nicht mehr aufpassen muß und völlig frei ist von seinen Listen und Launen.

Dies und das hat der Gaglgori vor seinem Ableben auch mit seinem Seelenhirten besprochen, und der hat ihm Recht gegeben.

Und dann heißt es eines Tages:

„Der Gaglgori is tot." „Ist nicht wahr", geistert der Tote durch's Dorf. „Bloß mein Adam ist hin. Ich selber bin noch alleweil am Leben, und jetzt erst recht. Werdet's schon sehen."

Die Nachbaren laufen zusammen, um den Toten für die Beerdigung herzurichten; denn der Gori hat niemand hinter sich.

Auf dem Tisch finden sie einen Zettel. Darauf steht des Gaglgori letzter Wille.

Erstens: Tut meinen Leib in den Sarg, der oben auf dem Dachboden steht, und nagelt ihn nach der Totenschau gleich zu, damit sich die Kinder an dem grauslichen Kerl nicht schrecken.

Zweitens: Die irdischen Ueberreste des Gaglgori rechtschaffen eingraben,

---

„Welch ein Unterschied, an etwas sterben und für etwas sterben" hat der Dichter Jean Paul einmal geschrieben. Woran sterben wir Katholiken? An irgendeiner Krankheit. Und diese Krankheit ziehen wir uns gewöhnlich noch selbst durch unsere Unklugheit zu. Wie war es mit dem Heilande? Er starb für uns an den Quälereien, die ihm von uns Menschen unserer Sünden wegen zugefügt wurden. Welch eine Schande! Wir sterben für niemanden. Nicht einmal unser Lügen, unser Prahlen, unser Hassen und unsere Unmäßigkeiten lassen wir für etwas — für Jesus — sterben. Sollten wir nicht doch etwas besonnener werden? Könnten wir nicht doch noch etwas Gutes tun, damit das Böse wenigstens ein kleines wenig in uns sterbe? Tu etwas für die Missionen, lieber Christ. Schließe dich unserem Missionsverein an. Er bringt dir großen Segen, und du — ob du es glaubst oder nicht — bringst großen Segen über andere. Was du im Missionsverein gewinnst, bleibt dir für die Ewigkeit.

wie es sich für einen Christenmenschen gehört. Wie's halt Brauch ist.

Drittens: Nach der Beerdigung ist Leichentrunk beim oberem Wirt. Dort werdet ihr noch Nähres erfahren. Das Geld für die Leichenkosten liegt beim Raiffeisenverein. Wer bei meiner Leiche weinen sollte, darf nicht mitgehen. Denn ich bin ja nicht gestorben, sondern lebe, weil ja der Mensch unsterblich ist. Darum sage ich euch auch nicht Behüt Gott, sondern auf Wiedersehen in einer besseren Welt!

Gaglgori."

Die Leute wundern sich wohl über den seltsamen Kauz, aber sie tun ihm den letzten Willen, wie geheißen. Es ist eine schöne Leiche, niemand weint, aber es lacht auch nimand, denn der Tod ist immerhin etwas, das jedem Mitgänger zu denken gibt.

Erst nach Erledigung des kirchlichen Begräbnisses, wie die Leute beim Leichentrunk beim oberen Wirt zusammenkommen, vergißt man den Todesernst und fühlt die Lebenswärme wieder. Die Tische dampfen ja von gewaltigen Wurstschüsseln und Berge leckerer Salzbrötchen türmen sich zuhauf — wie soll da der lebendige Adam an den Tod denken?

Die Leute lassen sich's gut schmekken, umsomehr, als der Gori niemand hinter sich hat, dem die Kosten des Leichentrunkes zur Last fallen könnten. Besonders die kleinen Buben hauen drein wie die Drescher und füllen sich auch die Taschen noch, damit sie auf dem Heimweg auch noch etwas haben. Ueberhaupt, wer sollte geschämig sein bei solch einem Leichentrunk, wo niemand da ist, der einem auf den Mund sicht und das Allzuviel ver übeln könnte? So geht es bei dem Leichentrunk schier zu wie bei einem Hochzeitsschmaus. Keine Seele dächte mehr an den Gaglgori, wenn sich dieser selbst nicht zum Wort meldete. Nämlich der Brunnhuber Lenz, ein alter Krauterer und Spezl des Gori, erhebt sich jetzt und verliest das Testament des Verblichenen:

„Schmeckt's euch, Leut'? Nachher ist's recht. So will ich's haben bei meinem Leichentrunk. Ich brauch' nichts mehr, und es würde Sünd' und Schad' um die saftigen Würst' und die reschen Bretzen, wenn sie nicht gegessen würden.

Jetzt lust auf, was euch der Gori noch sagen möcht'.

Erstens: Ich bitte alle um Verzeihung, die ich als Hochzeitslader zusammengebandelt hab', weil ja sonst die Welt aussterben täte. Die Ledigen brauch ich nicht um Verzeihung bitten, weil die so noch den Himmel auf Erden haben, wenn sie auch meinen, sie wären schlechter dran wie die Eheleut'.

Zweitens: Die Kammerfensterbuben sollen aufhören, sonst erscheine ich ihnen als Geist und ziehe ihnen die Leiter weg. Ich weiß wohl, warum euch der alte Hochzeitslader das sagen läßt? Braucht nichts weiter — oder?

Drittens: Die Betschwestern und die alten Weiber, die den geistigen Hochmut haben und nur die fremden Sünden sehen, tu' ich ernstlich verwarnen. Denn wie ich jetzt in der Ewigkeit seh', ist die Hölle nicht mit guten Vorsätzen gepflastert, sondern mit schlechten Nachreden. Und das höllische Feuer ist anders heiß. Deixl? Deixl? Soll ich noch mehr sagen? Ich glaub', es langt.

Viertens: Ihr werdet schon denken, wann kommt denn dem Gori sein Geld? Hat er eins oder keins? Geld genug hat er. Und wem wird er's vermachen? Ja, wem denn? Den Leuten halt, die's nothaben. Das sind einmal die alten Knecht und Dirnen, die Häuselleut und Hüterkinder. Jedes Arme im Dorf kriegt 500 Markl. Denn die Reichen haben so genug. Mein Häusl und meine andern Sachen kriegt die Boschenwaben zum Dank dafür, daß sie mich nicht geheiratet hat, wie ich ihr als junger Spritzer einmal einen Antrag gemacht hab'. Sie hat ganz recht getan, und ich dank' ihr's heut' noch in der Ewigkeit, daß sie mir damals eine auf's Maul gehaut hat. Also, Waben, nimm die Sach' an, du kannst sie gut brauchen und es langt dir leicht für deine alten Tag'. Und denk an meine Seele in der Ewigkeit. Nachher ist's schon recht. Musikanten, blast einen Landler auf!"

Die Gastzimmertür geht auf und die Dorfmusikanten blasen, gerade wie bei einer Hochzeit, den steirischen Hupfauf, der den Leuten in die Füße geht. Bald wirbeln die lachenden Paare durch die Stube.

Aber der Brunnhuber Lenz wettert darein: „Hört auf, ihr Lümmel, der Marsch gehört ja dem Gori!"

Da blasen die Musikanten die Leute zur Stube hinaus; die sind es so auch zufrieden, denn so eine lustige Leiche hat es im Dorfe noch nie gegeben. Und dem Gaglgori ist sein Wunsch soweit in Erfüllung gegangen: niemand hat bei seiner Leiche geweint, aber alles hat ein paarmal wenigstens gelacht.

Wie die alten Knechte und Dirnen, die Häuselleute und die Hüterkinder aus Goris Erbe soviel Geld bekommen haben, ist doch noch geweint worden auch, aber nicht aus Trauer, sondern aus Rührung und Dank. Das sind immer die besten und tröstlichsten Tränen, denn sie sprießen auf wie eine heilige Herzenssaat; und die Liebe, die sie spiegeln, wird weiter in den Herzen wirken und wieder Liebe wecken, das Beste was Erdenkinder haben können.

Die Boschenwaben gar, die jetzt auf Goris Herberge sitzt, kann sich über seine Gutheit nicht genug wundern. Sie, die dem Junglebendigen einst eine Maulschelle gab als Antwort auf seinen Liebesantrag, schmückt dem Toten jetzt das Grab. Und es ist kein Hügel im ganzen Freithof, der soviel Blumen hat wie der des Gaglgori.

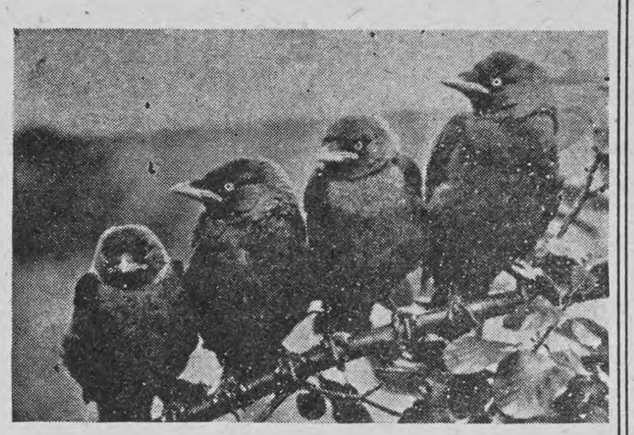
Woraus man sieht, wie eine Maulschelle, zur rechten Zeit hinweggewischt, noch nach Jahren Blüten tragen kann, für Geber und Empfänger.

Der Gaglgori lebt heute noch in aller Leute Munde, wieder ein Beweis, daß mit dem Tode nicht alles aus ist." Denn die Werke der Guten wirken fort, auch über Grab und Leibestod hinaus.

Und der Gaglgori hatte recht, wenn er sich eine lustige Leiche anschaffte und keine traurige.

Des

Herrn Markus heilige Sorgen



vom Schriftleiter

Fortsetzung.

Der Monat September schritt voran. Immer noch brannte die Sonne vom wolkenlosen Himmel, und die Bauern von Fatima wischten sich den Schweiß von den heißen Köpfen. Sie werkten und schafften vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Es war doch Erntezeit. Dieses Jahr hatte es mit dem Ernten eigentlich keine Not. Das Wetter war ganz nach Herzenswunsch, schön und heiß und trocken. Es ging mit der Arbeit aber doch nicht ganz ungestört. Es kamen zu viele Fremde die Feldwege daher, die grüßend bei den Bauern stehen blieben und fragten, wie weit es noch bis nach Fatima sei, welcher Weg zum Irenental führe, und wo man wohl die Wunderkinder, den Franz, die Jacinta und die Luzia, finden könne.

Die Bauern gaben fleißig Antwort. Gewöhnlich ließen sie sich nicht gerne von Fremden bei ihrer Erntearbeit stören. Dieses Jahr war aber alles ganz ganz anders. Dieses Jahr waren sie alle eigenartig erregt, wie in Erwartung eines großen, ungewöhnlichen Festes. Nicht einmal die Vorweihnachtszeit war ihnen jemals im Leben so voller heiliger Weihe gewesen wie diese Erntetage vor dem 13. September 1917. Ueber Feld und Hain, in Sonnenlicht und in den blauen Lüften um sie herum schien etwas Feierliches zu liegen, ganz so wie zu Hause, am Vorabend vor einem großen Feste, wenn alles gescheuert ist und geputzt, die Festtagskleider fertig zum Kirchgang an den Türen oder an den Wänden hängen, und aus den Küchen alles nach frischem Kuchen und anderen guten Sachen riecht.

Auch Herr Markus konnte sich dieser Weihe nicht erwehren. Er fühlte sie so stark in sich, daß er jetzt mehr denn je vor dem Tabernakel seiner Kirche kniete und betend vor sich hinsann.

Der 13. September stand vor der Tür. Ganz Fatima wartete auf diesen Tag, und ganz Portugal sprach von ihm. Die Zeitungen des Landes sorgten fleißig dafür. Nicht die katholischen Zeitungen. Die sprachen kein Wort. Herr Markus wußte ganz genau, warum. Die erzbischöfliche Kanzlei von Lissabon hatte jedem Priester verboten, sich irgendwie über die Ereignisse von Fatima zu äußern. Und die Priester blieben still. Sie sprachen weder auf ihren Kanzeln, noch schrieben sie in ihren Diözesanblättern vom Irenental. Nur unter sich redeten sie über Fatima — und über den hochwürdigen Herrn Manuel.

Herr Markus stand in seinem Garten. Er hatte seine Frühmesse zu Ehren der heiligen Gottesmutter gefeiert. Stumm schaute der Pfarrer über seine Hecke hinaus in die noch stilleren Straßen des Städtleins. Die Männer waren alle auf den Feldern. Auch die Kinder waren draußen mit den Schafen. Jetzt waren wohl nur die Hausmütter daheim und die ganz Alten und die ganz Kleinen.

Der gute Pfarrer von Fatima sah ziemlich versorgt aus. Der 13. September, der ihm bevorstand, wird halt wieder einmal ein schwerer Tag sein. Viele Leute werden kommen. Sein Beichtstuhl wird lange Arbeitsstunden sehen. Das schadet aber nicht. Dazu ist er doch Priester. Je mehr Beichtkinder sich stellen, um so mehr Gottessamen wird er ausstreuen können.

Aber, aber. Was wird er den Beichtkindern nur wieder zusprechen? Die erzbischöfliche Kanzlei hat verboten, über die Erscheinung zu reden. Das wird wohl auch für die stillen Minuten der Beichte gelten. Er wird also niemanden auch nur ein Sterbenswörtlein über die heilige Gottesmutter vom Irenental sagen. Wie werden die Beichtkinder das aber aufnehmen? Viele kommen tagelang dahergepilgert, um sich den Trost und den Segen der Gottesmutter vom Irnental zu holen. Viele kommen wirklich mit schweren Lasten und Plagen und mit tiefstem Vertrauen. Die heilige Jungfrau wird nicht mit ihnen reden. Sie wird sich ihnen wohl auch dieses Mal nicht einmal zeigen. Am dreizehnten Oktober will sie doch erst das große Wunder wirken, von dem sie zu den Kindern sprach. Womöglich, daß sie sich dann aller Welt im Strahlen ihrer jungfräulichen, heiligen Reinheit zeigen wird. Diesen Monat wird es aber wohl wieder so werden wie immer. Nur die Kinder werden sie schauen dürfen.

Sollte da nicht wohl doch aus Priestersmund den vielen Pilgern das Trösten Marias kommen? Das Trösten und das Anspornen zum Glauben und Hoffen und Lieben?

Herr Markus beschloß, den Beichtkindern von Maria der Immerwährende Hil e zu sprechen. Das Irenental braucht er dabei ja garnicht zu erwähnen.

Wieviel Pilger es nur diesen Monat wieder geben wird?

Herr Markus kehrte sich seiner Kirche zu. Der Franz und Jacinta waren dort noch seit der Frühmesse. Jeden Morgen waren sie da, die Luzia auch. Und jeden Morgen blieben sie so lange in der Kirche. Was diese Kinder nur beten und betrachten mögen? Die Luzia war heute bereits heimgegangen. Ihre Mutter hatte sie gleich nach der Frühmesse mit sich genommen.

Fromm waren die drei Kinder geworden. Wirklich außerordentlich fromm. Der hochwürdige Herr Erzpriester Faustino und der Jesuitenpater Cruz waren jede Woche zweimal in Fatima. Sie nahmen die Kinder mit sich in die Felder und unterrichteten und prüften sie. Herr Markus sprach jeden Tag mit ihnen. Und er wunderte sich sehr. „Meine Wege sind nicht eure Wege", sagt Gott in der heiligen Bibel. Den Sinn dieser Worte sah Herr Markus nirgendwo deutlicher als gerade an den drei Kindern. Er, der Pfarrer von Fatima, war doch wohl erfahren in der Theologie und in der Kenntnis der Lebensart der Heiligen. Auf der Kanzel und vor anderen Priestern hatte er schon oft erklärt, daß die Heiligen in alle Ewigkeit nie zu reinen Engeln werden, daß sie immer Menschen bleiben. Menschen, die hier auf Erden genau so essen und lachen und sich sorgen und mit sich kämpfen wie wir alle. Nur, daß sie viel gewissenhafter, viel heldenhafter und viel gottesglühender in der Verwaltung der ihnen geschenkten Gnade Gottes sind als wir.

Derartige Gedanken über das Leben der Heiligen haben, und so etwas wirklich mit eigenen Augen sehen, sind jedoch zwei ganz verschiedene Sachen. Das merkte Herr Markus jedes Mal, wenn er die Kinder sah. Sie beteten mit Augen, deren Glanz nicht ganz von dieser Welt war. Sie konnten stundenlang betrachten, eine Kunst, die der Mensch ohne ganz lebendiges Gnadenleben einfach nicht fertigbringen kann. Und aus ihren Worten sprach, wenn von Gott und von Religion geredet wurde. eine Weisheit, die ganz gewiß nicht in ihren Kinderköpfen geboren war. Da steckte ein anderer Kopf dahinter, das Denken Gottes, das allen Frommen kommt, die sich auf Leben und Tod dem Herrn hingegeben haben.

Andererseits aber konnten sie auch ganz wie alle anderen Kinder sein. Franz, Jacinta und Luzia spielten auf den Straßen herum, tollten mit den Buben und Mädchen, und Franzens Stimme war dabei ganz gewiß nicht das schwächste Organ. Bis zum Pfarrgarten konnte man sie manchmal hören. Ganz hingegeben war er den wilden Knabenspielen, als wenn es nichts Wichtigeres in der Welt gäbe als das Kriegen und Siegen der Bubenbande.

Auch Jacinta war wie alle anderen kleinen Mädchen, flink, laut, ewig tanzend und lachend. Luzia war ein stilleres Kind, doch auch sie war ein Kind, das spielen wollte und spielen konnte.

Das kam dem Herrn Markus trotz seiner Kenntnis der Lebensweise der Heiligen recht eigenartig vor. Wie können Kinder, die so ernst über Himmel und Hölle nachzudenken verstehen und die von der heiligen Gottesmutter selbst angeredet werden, wie können die noch spielen?

In den Büchern lesen, wie menschlich die Heiligen immer waren, und so etwas selbst sehen, mit eigenen Augen, das waren wirklich zwei verschiedene Dinge. Heilige waren die Kinder wohl noch nicht. Oder waren sie es doch?
Herr Markus wagte wirklich nicht, darüber zu urteilen. Wenn sie auch noch nicht heilig waren, auf dem Wege zu einer großen, schönen Heiligkeit waren sie ganz gewiß. Wie stand die Sache nun, waren die Menschlichkeiten an ihnen Schwachheit, die noch zu überwinden ist, oder waren sie nichts anderes als gottgeplante Natürlichkeit?

„Meine Wege sind nicht eure Wege. Ja, möge Gott sie segnen, die lieben Kleinen. Und möge der Herr mich richtig leiten, damit ich nichts Unkluges an den Kindern begehe."

So dachte der Herr Markus fromm, als er sinnend an seiner Gartenhecke stand.

Seine Sorgen um die Rosa waren nicht mehr groß. Rosa schrieb ihm von Zeit zu Zeit. Ludwig ließ das das Mädchen nun vollständig in Frieden. Man hörte garnichts von ihm.

Der Jose, der gottlose Zigeuner, sollte seine Gefängnisstrafe wohl bald abgesessen haben. Zwei Wochen hatte man ihm gegeben, und die waren bald vorüber.

Des Herrn Pfarrers Augenbrauen schoben sich grimm zusammen. Dem Jose war er noch eine ganz gewaltige Predigt schuldig. Und die soll er auch bekommen!

Herr Markus dachte ziemlich oft an den Landstreicher. Je mehr er an ihn dachte, um so wütender wurde er auf ihn. Er hatte sich doch so gefreut, daß die verworrene Seele des Vagabunden so eifrig auf den Weg trat, der zurück führt zum lieben Herrgott. Einen Büßerstrick und einen langen Rosenkranz hatte er getragen. Aber aber, diese neue Heiligkeit war wirklich zu komisch. Kein Wunder, daß die erste Versuchung ihm so schnell den Büßerwillen brach.

Und doch konnte Herr Markus sich nicht ganz überzeugen. Der Jose hatte nicht geheuchelt. Er hatte es ernst gemeint. Schade, daß er es nicht länger aushalten konnte.

Herr Markus wollte dem Landstreicher eine kräftige Lektion geben, ganz böse konnte er auf ihn aber doch nicht werden. Wirklich, es fehlte ihm etwas, solange der Vagabund mit der roten Weinnase, mit den schmutzigen, weit und platt getretenen Füßen und den kleinen Augen, aus denen so viel komisches Lügen und so viel Ehrlichkeit sprach, wenn dieser Jose nicht irgendwo in der Nähe war.

Was den Herrn Markus mit schlimmster Sorge plagte, war der hochwürdige Herr Manuel. Herr Manuel sollte strafversetzt werden, weil er zwei sehr scharfe Predigten über die Erscheinungen von Fatima gehalten hatte. Durch den Erzpriester Faustino war dem Herrn Manuel von der erzbischöflichen Kanzlei der Befehl gekommen, sich in keiner Weise über Fatima auszulassen. Er hatte es aber doch getan. Er hatte dabei sogar den hochwürdigen Erzpriester und die erzbischöfliche Kanzlei erwähnt, hatte sie fast des Aberglaubens angeklagt.

Und beide Predigten kamen in die Zeitung!

Herr Manuel wurde daraufhin von seiner Pfarrei abberufen. Er war dem Befehl nachgekommen, hatte seine Pfarrei verlassen, war aber nicht, wie er von seinen Vorgesetzten beaftragt wurde, nach Lissabon gefahren.

Wo er sich gegenwärtig aufhielt, wußte Herr Markus nicht. Der Erzpriester hatte dem Herrn Markus jedoch erzählt, daß die erzbischöfliche Kanzlei dem Herrn Manuel Zeit bis zum 20. September gegeben habe. Stelle er sich bis dahin nicht in der Kanzlei, verfalle er der Kirchenstrafe.

„Grüß Gott, Herr Pfarrer", erklang da plötzlich eine Stimme. Der Pfarrer von Fatima fuhr hoch. Er war so in seinen Gedanken vertieft gewesen, daß er garnicht bemerkt hatte, was um ihn herum geschah. Als er sich umschaute, fuhr er noch einmal in die Höhe.

Vor ihm stand Jose. Der Landstreicher mußte scharf dahergelaufen gekommen sein, denn sein Gesicht war hochrot und sein Brust ächzte und krachte. Bevor der erstaunte Pfarrer ein Wort sagen konnte, sprudelte der Landstreicher:

„Herr Pfarrer, schnell, die Gotteslästerer haben wieder alles kaputtgeschlagen. Alles haben sie zertreten und zertrampelt."

„Was haben sie kaputtgeschlagen?", erregte Herr Markus sich.

„Den Altar im Irenental, Herr Pfarrer. Ich bin dort gerade gewesen, und die Fußspuren der Satansbrüder sind noch ganz frisch. Sie mußten gestern Abend oder heute Morgen dort gewesen sein. Schnell, kommen Sie, bevor noch Schlimmeres geschieht."

Der Pfarrer richtete sich zornig auf. Dann eilte er energisch ins Haus, holte Hut und Stock, und machte sich mit großen Schritten auf den Weg. Jose lief neben ihm her.

„Halt!", rief Herr Markus plötzlich. „Wir nehmen lieber Schaufel, Hammer und Säge mit, Jose. Wir werden sofort wieder alles zusammenbauen."

„Das machen wir. Und wenn ich mir diese verteufelten, sündhaften Hände runterschaufeln sollte, Herr Pfarrer, das machen wir", schrie Jose, dem Pfarrer seine verkrümmten, schmutzigen Hände vorhaltend.

Herr Markus schaute ganz kurz auf den Landstreicher. Seine Augen waren fest zusammengekniffen. Dann kehrte er sich um und lief zurück. Jose war ihm mit äußerstem Eifer zur Seite.

Kurze Zeit darauf waren der Pfarrer und der Landstreicher im Irenentale. Eine Gruppe aufgeregter Weiber begrüßte sie. Herr Markus sah ungefähr zehn Männer emsig damit beschäftigt, das zerstörte kleine Heiligtum wieder aufzubauen.

„Von jetzt ab werden hier Wachen bleiben, Tag und Nacht, sprach ein Fatimabauer seinen Priester an. „Der Dreizehnte steht vor der Tür, darum sind die Halunken von Ourem hier gewesen. Die sollen nur wiederkommen!" Herr Markus trat an das Eichbäumchen heran. Das Bäumchen war kaum noch da. Die vielen Pilger, die während der letzten Wochen daherkamen, hatten es nicht nur vollständig zerpflückt, sie hatten ihm auch alle Aeste abgeschnitten, ja, selbst den Stamm angeschnitten. Jeder wollte sich etwas von diesem Gnadenbaume mit nach Hause nehmen.

„Bald wird kaum noch ein Stumpf übrig bleiben", meinte Herr Markus.

„Man sollte den Leuten sagen, nicht mehr an diesem Baume herumzuschneiden", bemerkte einer der Bauern. „Sie sollten hier am Dreizehnten predigen, Herr Pfarrer. Sie sollten das den Leuten sagen."

Herr Markus überhörte diesen Satz. Er schaute sich den zerbrochenen Altartisch an, den die Leute unter das Eichenbäumchen gebaut hatten.

„Wir sollen dieses Mal fester bauen, Leute", meinte er. „Macht etwas Anständiges, wenn ihr schon einmal bei der Arbeit seit.. Und stellt eure Wachen auf."

Dann legte Herr Markus den Priesterrock ab und begann Steine herbeizuholen. Den Weibern schien das nicht recht zu passen. Sie fühlten sich immer so verlegen, wenn sie ihren Pfarrer ohne Priesterrock sahen. Herr Markus kümmerte sich aber herzlich wenig darum. Er schleppte Steine und er kommandierte, daß ihm der helle Schweiß auf der Stirne stand. Und Jose werkte mit, sich immer in allernächster Nähe des Priesters haltend.

Als Herr Markus zwei Tage später wieder einmal ins Irenental ging, war er hochzufrieden mit dem neuen Werke. Das Eichenbaumstümpflein war von einer neuen, niedrigen Steinmauer umfriedet. Dieses Mal war mehr Raum zwischen dem Bäumchen und der Mauer gelassen und ein größeres Altartischlein an den Stamm gestellt. Blumen über Blumen standen auf dem weißgedeckten Tischlein, und Blumen wanden sich auch um den Stamm des Wunderbäumleins herum.

Die Eingangpforte, die durch die Steinmauer zum Eichenbäumchen führte, war aus festem, sauber gehobeltem, hellgestrichenem Holz gebaut. An die Außenseiten des Pförtleins hatte man Brettlein genagelt, unten längere, auf denen sechs Kerzen standen, über ihnen Bretter mit fünf, vier, drei, zwei und einem Lichtlein. Auch der Querbalken des Einganges, der in der Mitte nach oben hin ein großes Kreuz und nach unten hin die Laterne mit dem ewigen Lichtlein trug, war ganz mit Kerzen bestellt.

Herr Markus betrachtete sinnend das neue Heiligtum. Wahrlich, die Leute hatten sich da etwas sehr Schönes ausgedacht. Wenn das abends alles beleuchtet ist, sollte es doch recht viel Marienandacht in den Herzen der Pilger erwecken. Heute war bereits der fünfte September. Uebermorgen werden die ersten Pilger kommen. Einige werden bereits morgen da sein.

„Wenn die reine Jungfrau auch nicht kommt, diese Marienandacht sollte ihren Seelen ganz gewiß nicht schaden. Ganz gewiß nicht."

Da machte der Herr Markus plötzlich ein großes Kreuzzeichen und sprach halblaut: „Hebe dich weg von mir, Satan!"

Warum kam ihm wohl nur der Gedanke: „Wenn die reine Jungfrau auch nicht kommen sollte"? Sie kommt ganz gewiß. Wahrlich, der Jose hatte recht, als er im August sagte, es rieche hier alles nach Himmlischem, man könne es zwar nicht sehen, man könne es jedoch mit dem Herzen, mit Glauben und mit einem so wundersamen Lieben spüren.

Herr Markus spürte in diesem Augenblicke auch so etwas Aehnliches.

Tiefer Frieden lag über dem ganzen Orte. Ein Frieden, wie ihn die Natur selbst nicht an ihren allerfriedsamsten Sommerabenden ins Menschensherz gießen kann. Hier war so etwas wie vor dem Tabernakel.

Heilige Lüfte, ja, das war der rechte Ausdruck. Heilige Lüfte wehen hier. Das fühlte der Pfarrer von Fatima in tiefer Brust, und er machte ein frommes, großes Kreuzzeichen über den Ort der Gnade und über alle Beter, die dort knieten.

Jose lag in seinen Knien und saß auf seinen Füßen. Er betete eifrig und schaute sich fast mit noch größerem Eifer zum Herrn Pfarrer um. Herr Markus hatte das schon lange bemerkt. Er wußte auch, daß Jose nur all zu gute Gründe hatte, sich nach dem Pfarrer umzuschauen. Die Abrechnung zwischen Priester und Vagabund hatte nämlich noch garnicht stattgefunden. Herr Markus hatte noch keine Gelegenheit gehabt, mit dem Landstreicher allein zu reden. Hier, vor dem Eichbäumlein, wollte Herr Markus es nicht tun.

Jose schaute wieder einmal von der Seite auf den Priester. Dieses unruhige Gewissen begann nun auch dem Pfarrer Zerstreuung zu bringen. Er hatte angefangen, den Rosenkranz zu beten. Jose's ewige Umgeschaue brachte ihn jedoch ganz von der Betrachtung der Dornenkrönung unseres Heilandes ab. Anstatt Kreuzwegsgedanken, bekam Herr Markus plötzlich Josegedanken. Er hielt mit dem Beten inne, um während des Rosenkranzes nicht sündhaft zu werden, und schaute mit strengem Räuspern auf den Jose.

Der Landstreicher schlug seine Nase flugs wieder dem Eichbäumchen zu und machte ein Gesicht tiefster Andacht und Versenkung. Seine Lippen, ja der ganze Unterkiefer bewegte sich immer kräftiger im eifrigsten Beten.

Herr Markus bemerkte jetzt erst, daß Jose wieder seinen Büßerstrick trug.

„Den Burschen muß ich mir noch heute vornehmen", dachte er grimmig bei sich. Dann nahm der Herr Markus aber seine Willenskraft zusammen, so stark wie es nur ging, und begann sich wieder in die Geheimnisse des schmerzhaften Rosenkranzes zu vertiefen.

Als Herr Markus fertig war, steckte er seinen Rosenkranz ein, trat auf Jose zu, und pochte ihm mit starkem Zeigefinger auf die Schulter.

„Du kommst heute Abend noch ins Pfarrhaus", sprach er, und er legte so viel Drohen in seine Stimme, daß der arme Jose zusammenknickte.

Herr Markus ging nach Hause.

Auf dem Herwege hatte er heilige, fromme Gedanken gehabt, die seinem Herzen recht wohl taten. Jetzt, auf dem Rückwege, wollte er sich derselben Gedanken erfreuen. Es ging aber nicht. So sehr er sich auch anstrengte, an die heilige Maria und an die Wunder der Liebe Gottes zu denken, die seinem Irenentale so unerhörte, fast unglaubbare Zeichen des Unglaubbaren gaben, des Unglaubbaren, daß es dem Allheiligen verlangt, bei uns Sündern zu sein, je mehr Herr Markus sich anstrengte das zu tun, um so tiefer wühlte ihm der Jose durch alle Sinne. Wahrlich, es hat in seinem langen Priesterleben nicht viel Samstage gegeben, an denen ihm die Phantasie so viele Predigtgedanken eingab, wie sich ihm an diesem Abend die Josepredigt aufdrängte, die er dem Landstreicher heute noch halten wollte.

Herr Markus wurde bereits unwillig. Und je mehr er sich in seine Josegedanken verlor, um so unwilliger wurde er.

Dem Jose schien ein schlimmes Abendstündchen im Pfarrhause zu drohen.

Des Herrn Markus Fuß stockte plötzlich. Unweit des Weges sah er den Franz an einen großen Felsstein gelehnt sitzen. Ganz allein saß der Knabe da, verloren, wie Herr Markus nach kurzer Beobachtung feststellen konnte, in tiefen Gedanken.

Verwundert trat Herr Markus auf den Buben zu.

Franz erschrack und sprang auf, als er des Pfarrers Stimme hörte. Sein Gesicht war bleich und seine Augen groß.

Herr Markus schaute dem Knaben lange ins Gesicht. Die kleinen, ganz feinen Strichlein um die Wundwinkel des Knaben brachten den Pfarrer in leises Sorgen. Sie machten das Antlitz des Knaben so ernst, viel ernster als sein Alter es eigentlich haben durfte.

„Was machst du hier, Franz?", fragte Herr Markus.

„Ich habe nachgedacht, Herr Pfarrer", antwortete der Knabe.

„Worüber hast du denn nachgedacht, Kind?", suchte Herr Markus zu erfahren.

Franz schaute zu seinem Pfarrer empor.

„Herr Pfarrer," fragte er langsam, „kann der liebe Gott traurig sein?"

„Ob der liebe Gott traurig sein kann? Wie kommst du denn darauf?", verwunderte Herr Markus sich.

„Der liebe Gott hat doch alles. Er hat die Ewigkeit und alle ewige Seligkeit, hat der hochwürdige Herr Faustino gesagt. Warum ist er da über die Sünden der Menschen so traurig? Ist der liebe Gott wirklich traurig, Herr Pfarrer?

„Ja, Junge, wie kann ich dir nur das erklären?" er=

widerte Herr Markus langsam, und dachte dabei auch nicht eine Sekunde lang, wie er dem Knaben diese Frage beantworten solle. Sein Denken war mit anderen Dingen beschäftigt, mit dem kleinen Franz selbst.

„Wie lange sitzt du denn schon hier?", fragte Herr Markus.

„Ich weiß nicht, Herr Pfarrer, es könnten wohl aber zwei Stunden sein."

„Und zwei Stunden lang denkst du darüber nach, ob Gott traurig werden könne?"

„O nein", gab Franz zurück, „ich habe an das schöne Licht gedacht, das immer von den Händen der heiligen Gottesmutter ausgeht. Immer, wenn sie kommt, ist viel Licht da, Herr Pfarrer. Ist das nicht das Licht des lieben Gottes? Es ist ganz anders als das Sonnenlicht, es brennt bis hier drinnen hinein, Herr Pfarrer" —Franz wies auf seine nackte Brust, das offene Hemd bedeckte sie nicht ganz — „und es brennt immer. Jeden Tag brennt mich das Licht, und da muß ich dann einfach beten und über den lieben Gott und die heilige Maria nachdenken."

Herr Markus schaute sinnend auf den Knaben.

„Der wird mir doch wohl nicht noch schwermütig werden? Oder verwirrt?", ging es ihm dabei durch den Kopf.

„Das Licht brennt dich? Brennt es denn auch die Jacinta und die Luzia?"

„Wir sprechen oft von diesem Licht, jeden Tag. Es ist das Licht, in das alle Menschen einmal kommen werden. Wo die Menschen hinkommen, ist alles Licht. Der Himmel ist Licht, denn dort sind Gott und die heilige Maria und alles Heilige, und die Hölle ist auch Licht, schreckliches Licht. Ich habe sie gesehen. Das Licht des Himmels brennt, und das Licht der Hölle brennt. Wen das Licht des Himmels jetzt schon brennt, der wird das schreckliche Licht der Hölle niemals spüren. Niemals."

Dem Pfarrer von Fatima lief es kalt über den Rücken. Franz sprach da Worte, die ein Pfarrer nicht besser hätte sagen können. Nicht jeder Priester hatte überhaupt die Gabe, sich so über die Ewigkeit auszudrücken. Der Himmel ist Licht, und die Hölle ist Licht! Welch ein Gedanke! Und was für ein Gesicht der Franz nur bei diesen Worten hatte. Auch jetzt noch hat.

Herr Markus schaute fast mit Furcht auf das blasse Knabengesicht, dessen Augen groß und strahlend auf etwas zu schauen schienen.

Dann gab Herr Markus sich aber einen Ruck. Er war Seelsorger, auch die Seele Franzens war seiner Sorge anvertraut. Und Herr Markus war ein praktischer Mann, den das lange Leben gelehrt hatte, zur rechten Zeit auf den rechten Gedanken zu kommen.

„Franz", sprach Herr Markus plötzlich ziemlich laut, „lauf doch einmal schnell ins Irenental. Dort ist Jose. Sage ihm, er solle sofort zu mir kommen. Sofort, hörst du? Und bleibe nicht zurück, Junge. Du weißt, deine Eltern und ich wollen nicht, daß du oder die Mädchen dort allein seit."

Franz war auf einmal wie umgewandelt. Mit hellen Bubenaugen schaute er seinen Pfarrer an, nickte kurz, rief „Grüß Gott", und sprang davon.

Herr Markus schaute ihm lange nach.

„Der ist nicht verwirrt. Auch schwermütig ist er nicht. Sonst hätte er nicht so schnell seine frischen, natürlichen Augen wieder bekommen. Er ist . . . was ist er nur? Was ist nur mit ihm? Es kann nur eins sein: Das Licht, das nicht jeder Mensch schauen darf, das Licht, das nur er und die Mädchen schauen dürfen und in ein paar Tagen wieder schauen werden, dieses Licht hat ihn anders gemacht als wir es sind. Es muß ihn anders machen, sonst wäre es nicht das Licht der Ewigkeit."

Wie angesteckt von den Lichtgedanken Franzens, ging jetzt auch des Herrn Markus Denken ganz genau dieselben Wege. Aerger noch als vorher die Josegedanken, wirbelte es jetzt in seinem Kopfe von Ideen über das Licht der Ewigkeit.

Sinnend wandelte Herr Markus durch den Abend, seinem Hause zu. Die Betrachtung, die er heute noch vor dem Allerheiligsten halten wollte, mußte Herr Markus aus seinem Vorhaben streichen. Denn zu Hause wartete der hochwürdige Herr Erzpriester Faustino auf ihn.

Herr Faustino schritt brevierbetend durch den Pfarrgarten von Fatima. Als er Herrn Markus langsam daherkommen sah, klappte er sein Gebetbuch zu und schritt dem Pfarrer von Fatima entgegen.

„Willkommen, willkommen", rief Herr Markus, „das ist mir aber doch ein lieber Besuch."

Die Priester reichten sich grüßend die Hände und schritten dann ins Pfarrhaus.

„Beten wir für den hochwürdigen Herrn Manuel", sprach Herr Faustino, nachdem die Priester sich in die Korbstühle der Pfarrveranda niedergelassen hatten. „Ich habe meine schwere Sorge mit ihm."

Herr Markus beugte sich weit vor, als er fragte:

„Es ist doch nicht das Allerschlimmste geschehen?"

„Noch nicht, Herr Pfarrer, noch nicht. Möge Gott ihn davor bewahren. Bis zum zwanzigsten September hat er Zeit. Stellt er sich bis dahin nicht in der erzbischöflichen Kanzlei, verfällt er der Kirchenstrafe. Das muß verhütet werden, unbedingt muß das verhütet werden."

„Haben Sie etwas über ihn gehört, Herr Erzpriester?", fragte Herr Markus mit schwerklopfendem Herzen weiter.

„Man hat ihn in Ourem gesehen. Er soll seit ein paar

Tagen dort sein, und daß er jüngstens sehr viel mit dem Jose do Vale, dem Erzkirchenhasser, verkehrt, weiß ich aus zuverläßigsten Quellen. Hier, Herr Pfarrer, überzeugen Sie sich selbst."

Herr Faustino entnahm seinem kleinen Handtäschlein ein Zeitungsblatt, das er dem Pfarrer von Fatima hinreichte.

Herr Markus rückte sich nervös die Brille zurecht und begann einen mit dickem, rotem Bleistift angezeichneten Artikel zu lesen.

„Jesus hat dem reumütigen Schächer verziehen", stand darin geschrieben, „und Jesu Beispiel zu folgen ist uns Pflicht. Man beschuldigt uns zwar der Gottlosigkeit, wir rühmen uns jedoch, ehrlicheren und tieferen Glauben an Jesus zu haben als die predigenden Pfaffen und Bischöfe. Deren Worte sind Haß und Herrschsucht, unsere Worte sind von Anfang an schon das gewesen, was Jesus gepredigt und gelehrt hat. Das wurde uns wieder einmal aus dem Munde des Priesters Manuel Sascao zuerkannt. Herr Manuel Sascao, über dessen sittlichen Fehlschritt wir zu berichten vor kurzem die traurige Pflicht hatten, ist zu uns gekommen, und wir haben ihn aufgenommen. Es war unsere Pflicht, ihn als Menschen zu behandeln, denn als bereuender Mensch kam er zu uns. Jeder kann fehlen, jedoch nicht jeder kann einsehen, daß er gefehlt hat. Dazu gehört Mannesmut. Herr Sascao hat diesen Mut aufgebracht, es soll nun an uns nicht fehlen, ihm jeden Beistand zu geben, der ihm nötig ist, sich wieder im Leben zurecht zu finden.

Herr Sascao war uns schon lange als ernster Vorkämpfer gegen den Aberglauben von Fatima bekannt. Dieser Tage herrscht wieder einmal große Aufregung im ganzen Lande. Am dreizehnten September soll die „heilige Gottesmuter" ja doch wiederkommen. Herr Sascao setzte seine ganze Energie ein, den Unsinn vom Irenental zu verhüten. Seine geistlichen Mitbrüder und Vorgesetzten in Lissabon warnten ihn wiederholter Male. Warum, ist wohl sehr leicht zu verstehen. Die vielen verhexten Pilger, die nach Fatima ziehen, verschwören sich auf Leib und Seele der „geistlichen Obrigkeit". Und das brauchen die Pfaffen. Sie wollen herrschen — und die Pilgerkollekten sind auch nicht schlecht!

Herr Sascao ließ sich jedoch nicht warnen. Er tat, was jeder ehrliche Mann tun muß: Er kämpfte bis zum Letzten.

Nun hat die Kirche ihn mit dem schwersten Fluch belegt, den sie, wie sie lehrt, Gewalt hat, aufzuerlegen. Herr Sascao läßt sich jedoch nicht „befluchen". Er hat jetzt auch seinerseits vollständig mit der Pfaffengesellschaft von Lissabon gebrochen. Er will Priester bleiben und als Priester seinem Gott bis ans Lebensende dienen. Mit Pharisäern, denen Jesus bereits den Namen „Natterngezücht" gab, will er jedoch nichts mehr gemeinsam haben. Wer diese Pharisäer sind, brauchen wir wohl erst garnicht zu sagen. Ihre Kleider sind schwarz und rot."

„So eine Gotteslästerung!", brauste Herr Markus auf, mit schwerer Faust auf die Seitenlehne seines Korbsessels schlagend. „Und so ein Lügen. Vor zwei Wochen hieß es, Herr Manuel habe den Ludwig betören wollen, an die Erscheinungen zu glauben, heute heißt es, Herr Manuel sei immer schon als Vorkämpfer gegen den Aberglauben von Fatima bekannt gewesen. Was sollen denn die Leser denken? Meint man denn, wir seien von Sinnen?"

In seinem Eifer vergaß Herr Markus ganz, an den Herrn Manuel zu denken. Als ihm sein jüngerer Mitbruder plötzlich in den Sinn kam, verging ihm die Sprache. Stumm und mit zitternden Lippen schaute er auf den Erzpriester.

„Ich kann es nicht glauben, Herr Markus", sprach dieser. „Wenn hier gelogen wird, dann kann man auch dort nicht glauben. Herr Manuel ist noch nicht der Kirchenstrafe verfallen. Also das ist schon unwahr. Ob Herr Manuel es soweit kommen lassen wird, glaube ich einfach nicht. Möge Gott ihn davor bewahren. Daß Herr Manuel gegenwärtig mit dem Schriftleiter dieser Zeitung, mit dem Jose do Vale, verkehrt, ist leider wahr. Leider, Herr Pfarrer. Und das sorgt mich."

„Unmöglich, einfach unmöglich", schüttelte Herr Markus den Kopf.

„Hier bin ich, Herr Pfarrer", sprach da plötzlich der Landstreicher Jose. Herr Markus schaute kurz auf:

„Jetzt nicht, Jose. Warte draußen", befahl er kurz, wandte sich wieder an den Erzpriester, und schaute stumm auf diesen.

Herr Faustino hatte sich erhoben. Er schaute dem hinausschleichenden Jose nach.

„Herr Markus, Sie sollten nach Ourem fahren und den Herrn Manuel zu sprechen suchen. Wer weiß, was an dieser Geschichte wahr ist oder was unwahr daran ist. Morgen werden Sie wohl nicht fahren können. Morgen beginnen ja ihre Beichtstunden. Die Pilger werden an-

kommen. Aber fahren Sie gleich nach dem Dreizehnten. Versuchen sie alles, wir dürfen die Sache nicht auf sich beruhen lassen. Der junge Priester braucht uns."

Herr Markus hatte seine erste Erregung überwunden. So war es immer bei ihm, erst wurde er sprachlos, dann dann wurde er praktisch.

„Ich werde hinfahren, Herr Erzpriester. Ganz bestimmt werde ich fahren."

Er war nun auch aufgestanden. Die Hände auf dem Rücken, ging er schweren Schrittes in der Veranda auf und ab. Plötzlich hielt er knapp vor dem hochwürdigen Erzpriester inne und sprach mit drohendem Finger:

„Das gibt schweren Aerger, Herr Faustino, das sage ich Ihnen. So oder so, das gibt schwerren Aerger. Entweder fällt der Herr Manuel ab, oder, falls alles erlogen sein sollte, er kommt in größte Schwierigkeiten mit der erzbischöflichen Kanzlei. Dazu noch das Aergernis unter den treuen Katholiken. Wenn das . . ."

Er hielt inne und schaute mit gimm gefürchteter Stirnfalte zur Verandatür hinüber. Dort stand die Margareta, die mundkräftigste Wittfrau des Städtleins. Beide Hände fest in ihre hageren Hüften gestemmt, schaute sie mit zusammengepreßten Lippen auf ihren Pfarrer. Ihre Augen sprühten Blitze. Das heißt, eigentlich sah man nur das Feuer des einen Auges. Das andere war nämlich blau und schwarz geschlagen und dick geschwollen.

„So", schrie die Margareta plötzlich auf, „jetzt wissen Sie, was Sie für Katholiken haben. Jeden Tag zur heiligen Kommunion gehen, vielleicht auch dreimal am Tage, wenn es ginge, und nachher wie ein Satan hinter anständigen Leuten her. Das geht aber zum Gericht, Herr Pfarrer, so wahr ich hier stehe. Die Heuchelei muß einmal an den Tag kommen, und Schadenersatz will ich auch. Und wenn Sie die schwarze Luzia noch einmal Beichte hören und ihr keine Buße aufgeben, daß es sie zerreißt, dann bin ich mit dem Glauben fertig, das sage ich Ihnen heute schon. Und was die Margareta einmal sagt, das bleibt, Sie kennen mich, Herr Pfarrer. Ich bin ein ruhiger Mensch. Wenn aber . . ."

„Halt, halt!", rief Herr Markus, erbost mit beiden Händen fuchtelnd. „Was wollt Ihr denn? Was schreit Ihr denn so?"

„Die schwarze Luzia will ich verklagen. Sehen Sie mein Auge hier? Es war gesund und sauber wie Ihr Auge und wie das Auge des anderen Priesters da. Sehen Sie, wie es jetzt aussieht? Es ist nicht mehr weiß, wenn Sie Augen haben und sehen können, es ist blaugeschlagen, ganz blau. Die schwarze Luzia hat mir mit der Schaufel übers Auge geschlagen. Und warum? Wegen meiner Gutmütigkeit. Ich bin viel zu christlich, um mich in Streit und Prügel einzulassen. Aber, daß mir ihre Schafe den Hof volldrecken, das ist zu viel."

„Still!", donnerte Herr Markus da auf, „daß Ihr es Euch merkt: Wenn Ihr zu mir kommt, wird anständig gesprochen. Wer soll Euch denn verstehen, wenn Ihr so daherschreit? Geht heim, und sofort. Seht Ihr nicht, daß ich Besuch habe? Kommt morgen wieder, und kommt mit anständigem Ton, sonst könnt Ihr Euch gleich packen."

„Morgen? Morgen, Herr Pfarrer? Das ist Körperverletzung, wissen Sie das nicht? Bin ich denn meines Lebens sicher? Weiß ich denn, ob ich bis morgen noch leben werde? Wer so etwas tut wie das, der schreckt auch vor Mord und Totschlag nicht zurück. Und Sie kennen mich, Herr Pfarrer: Ich bin eine friedsame Person. Wenn ich die schwarze Luzia aber heute noch in meine Finger bekomme, garantiere ich für nichts. Dann gibt es eine Beerdigung, Herr Pfarrer, hören Sie? Eine Beerdigung!"

Des Herrn Markus' Lippen blähten sich gewaltig. Sein Gesicht wurde hochrot. Da schob Herr Faustino sich zwischen das wütende Weib und den Pfarrer von Fatima:

„Gute Frau, beruhigt Euch einmal. Was ist denn los?"

„Das ganze Jahr habe ich still geschwiegen, Herr Pfarrer", wandte sich die Margareta jetzt an den Erzpriester. „Das ganze Jahr sind mir die Schafe der schwarzen Luzia durch den Zaun in den Hof gekommen und haben mir alles vermistet. Jeden Tag konnte ich mit der Schaufel den Schafmist fortschaufeln. Ich habe der schwarze Luzia schon vorige Woche gesagt, ihre Schafe nicht durch den Zaun zu lassen. Ist das ein Christenmensch, Herr Pfarrer? Sagen Sie mir das einmal, ist das ein Christenmensch? Ausgelacht hat sie mich. Und angespuckt hat sie mich: Mach dir deinen Zaun in Ordnung, dann werden meine Schafe nicht in deinen Hof kommen. Heute wurde mir die Sache zu dumm. Ich habe eine Schaufel genommen und habe den ganzen Schafmist der schwarzen Luzia in den Hof geworfen. Das war meine Pflicht, Herr Pfarrer. Ich brauche ihren Mist nicht. Wie das die schwarze

Fortsetzung folgt.

STUDENT BURSE

Unsere Sammlung für arme Priesterstudenten geht weiter. Während der letzten Wochen konnten wir wieder schöne Gaben einnehmen. Aus ganzem Herzen soll den Wohltätern unserer Priesterstudenten hiermit gedankt sein. Gott wird es ihnen schon lohnen.

Zwei unserer Oblatenseminaristen aus Battleford studieren jetzt in Rom. Wie sie schreiben, geht es ihnen dort sehr gut. Rom ist der Mittelpunkt der Kirchen, so wie auch der Mittelpunkt aller Oblatenarbeit. Aus aller Welt kommen dort junge Oblatenstudenten zusammen, um sich an den päpstlichen Universitäten zu bilden, und um an der Quelle selbst mit der Missionsarbeit der Oblatenpatres bekannt zu werden.

Der hochwürdigste Pater Bökenföhr, O.M.J., zur Zeit Generalassistent des Oblatenordens, ist von seiner Missions-Inspektionsreise von Ceylon nach Rom zurückgekehrt. Der hochwürdigste Pater Bökenföhr läßt alle, die ihn kennen, herzlichst grüßen und sendet ihnen hiermit aus weiter Ferne seinen priesterlichen Segen.

Bis jetzt eingenommen:	$4,081.12
George M. Gelowitz, Grayson, Sask.	100.00
Mike Stang, Cosine, Sask.	5.00
Jos. Feser, Macklin, Sask.	5.00
Ein Freund, Cosine, Sask.	2.00
Alex Kohlmann, Großwerder, Sask.	2.00
	$4,195.62

Bitte, sendet euere Gaben an:

Pater Heinrich Krawitz, O.M.I.

Cosine, Sask.

